

Heinrich Theodor Traut

Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stylübungen zunächst für Töcherschulen : mit 120 Aufgaben in drei Heften

Leipzig: Verlag von C. Merseburger, 1864

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1041138245>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext

Handbuch

für den

Unterricht in den deutschen Stylübungen

zunächst

für Töcherschulen.

Mit 120 Aufgaben in drei Heften.

Von

Dr. Heinrich Theodor Trant,

Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig.

Leipzig,

Verlag von C. Merseburger.

1864.

~~No. 164. B. 32.~~

Zugabe zum New York Public Library
Juni im August 1865.

H. Schuman,

N. 3

Rockev.

F
22

Geprüft
Keine Beanstandungen

Kommission
zur Säuberung der Bäckereien

Demmuss / *14* / *m. 46*
Datum

Wissner
Unterschrift

Geprüft
Königliche Bibliothek
Breslau
1871

B 111^a



Handbuch

für den

Unterricht in den deutschen Stylübungen

zunächst

für Töchter Schulen.

Mit 120 Aufgaben in drei Heften.

Von

Dr. Heinrich Theodor Traut,

Lehrer an der ersten Bürgerschule zu Leipzig.



Leipzig,

Verlag von C. Merseburger.

1864.



Vorwort.

Das vorliegende „Handbuch für den Unterricht in den deutschen Stylübungen, zunächst für Töchtereschulen. Mit 120 Aufgaben in drei Hefen“ verdankt seine Entstehung zunächst der Schulpraxis, aus der es seiner Hauptmasse und Form nach unmittelbar hervorgegangen ist, und den Principien, die in den neueren und auch einigen älteren stylistischen Schriften ausgesprochen sind. Fortentwickelt ist in demselben die Art der Behandlung, indem die Aufsatzthemata gleichsam als Rechenaufgaben gegeben sind, deren Facite, wie sie von den Schülern gefunden und vom Lehrer gutgeheißen worden sind, in dem „Handbuche“ ihr Depositorium finden. Diese Aufsätze sollen keine literarischen Musterstücke sein, sondern im allgemeinen gelungene Schülerarbeiten.

Die von anerkannten pädagogischen Schriftstellern ausgesprochenen Grundsätze für den stylistischen Unterricht, wie von Kellner, Graf, Petermann, Gude, Viehoff, auch Herzog, Falk

mann, Waldeck, Nehm u. A. sind in diesem Buche acceptirt worden.

„Es fehlt dem Schüler meistens an Gedanken und Anschauungen, oder an der Fähigkeit sie zweckmäßig zu ordnen. Er soll sich im Gedankenausdrucke üben, soll die Formen der Sprache sich geläufig machen und findet den Stoff nicht. Der Schüler muß angehalten werden, die zu verarbeitenden Gedanken im Verhältniß der Ueber-, Bei- und Unterordnung zu erfassen. Daß übrigens jede Aufgabe in ihrer angedeuteten Ausführung den strengen Regeln der Logik durchweg ganz entsprechend sei, wird nicht behauptet und kann auch nicht wohl für alle Themata und Verhältnisse gefordert werden“.

„Daß die im Aufgabenbuch hingestellten Gedanken nicht ängstlich festzuhalten sind, bedarf keiner Erwähnung. Sie sollen nur als Anhaltspunkte dienen“.

„Die größte Schwierigkeit verursacht den Schülern die Auffindung schicklicher Gedanken zu dem gegebenen Thema und die Anordnung (Disposition) derselben“.

„Die Aufsätze sind großentheils dem Stoffe nach so geblieben, wie sie zum Corrigiren abgeliefert wurden. Den Anspruch, Musteraufsätze zu sein, machen sie nicht. Die Schüler haben mit der Form noch genug zu kämpfen. Jedes Thema muß ein in sich abgeschlossenes kleines Ganzes sein, das die Schüler interessirt“. —

Der Inhalt der stylistischen Aufgaben in den drei Hefen mußte mit Beziehung auf die nächste Bestimmung dieses Buches „für Töchterschulen“ so ausgewählt und arrangirt werden, daß, namentlich auf der Oberstufe, das weibliche Gemüth von demselben angezogen wird und mit Lust sich diesen Arbeiten unterzieht *). Denn ohne Freude an der Arbeit wird dieselbe nie gelingen. Die Eintheilung der Aufgaben der Unterstufe in Fabeln, Märchen und Erzählungen, Briefe und Beschreibungen ist für die Mittelstufe unterschieden in Erzählungen, Briefe, Beschreibungen, Umschreibungen von Gedichten und Lehraufsätze, und für die Oberstufe in Erzählungen und geschichtliche Aufsätze, Briefe, Beschreibungen und Schilderungen, Beschreibungen von Kunstwerken und kurze Abhandlungen. Diese planmäßige Erweiterung wiederholt sich auch in analoger Weise in den einzelnen Aufgaben, so daß z. B. die Erzählungen für die Unterstufe vorzugsweise den decenten, für die Mittelstufe den sittlichen und für die Oberstufe den ästhetischen Standpunkt beherrschen. So auch bei den übrigen Aufgaben.

Nun noch ein Wort über den Gebrauch dieses Buches.

Wie schon erwähnt, sind die Aufgabenhefte für die Schüler, und das Handbuch ist als Facitbuch für den Lehrer bestimmt. Der

*) Uebrigens kann auch dieses Buch zu einem nützlichen Hilfsmittel dienen für jeden, der sich über die Anfertigung eines guten Aufsatzes selbst belehren und darin üben will.

Schüler findet als Einleitung in seinem Hefte auf der Unterstufe die Aufstellung der Bindewörter, auf der Mittelstufe das Nöthige über Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen und Lehraufsätze, und auf der Oberstufe Auseinandersetzungen über die Redefiguren. In allen Heften ist unter „Anmerkung“ eine Erklärung zum Verständniß der Aufgabenentwürfe gegeben.

Daß nun der Lehrer zur Abwechslung die Aufgaben auch umkehren, d. h. die Schüler veranlassen kann, einige fertige Aufsätze in die Bestandtheile, wie sie in den Aufgabenheften stehen, zu zerlegen, bedarf kaum der Erwähnung. Die in den einzelnen Heften enthaltenen Aufgaben sind auch keineswegs der Reihe nach, wie sie verzeichnet sind, zu benutzen, sondern um der wechselnden Mannichfaltigkeit der Uebungen und des Interesses willen so auszumählen, wie es die temporellen und localen Verhältnisse erheischen. Ebenso müssen auch einzelne Aufgaben wegen ihrer localen Natur mit ähnlichen vertauscht werden.

Beim Beginn der Aufsatzstunde gibt der Lehrer das Thema, ohne daß, wie es sich von selbst versteht, die Schüler das Aufgabenheft aufgeschlagen haben. Passende und unpassende Gedanken, wie sie die Schüler nach und nach auffinden, werden angemerkt; finden die Schüler keine mehr, so kommt ihnen der Lehrer zu Hülfe, bis der gesammte Stoff, der verarbeitet werden soll, vorhanden ist, wobei das Unbrauchbare ausgeschieden wird. Demnächst findet die Anordnung der Gedanken unter der Anleitung des Lehrers statt, so daß die Disposition bestimmt wird, die sich im Aufgabenhefte befin-

det, und nun jeder Schüler nach derselben zu Hause den betreffenden Aufsatz ins Arbeitsbuch zu fertigen hat. In der ersten Zeit wird es wohlgerathen sein, daß die Concept-Arbeit in der Schule vorgelesen und vor der Reinschrift theilweise vom Schüler nach der Bestimmung des Lehrers corrigirt wird. Auch das wird von Nutzen sein, wenn der Lehrer anfänglich, namentlich beim Gebrauche des ersten Hefes, die Aufsätze im Handbuche als Probe vorliest, so daß sich diese Uebungen den früheren innig anschließen, welche auf der Vorstufe zur Unterstufe im Nacherzählen kurzer, vom Lehrer mündlich mitgetheilten Erzählungsstoffe bestehen. Es kann nicht schaden, wenn die schriftlichen Uebungen der dritten Classe (Unterstufe) auf diese Weise vorbereitet werden. Deshalb sind auch für diese Stufe im Anfange mehr Vorbilder, als Schülerarbeiten gegeben.

Das ist des Verfassers Verfahren bei dem stylistischen Unterrichte.

Die Arbeiten der Schüler bleiben dabei meist frei von orthographischen und Constructions-Fehlern, und der Schüler gewöhnt sich mit Bewußtsein an correcte Anfertigung von Aufsätzen der verschiedensten Gattungen. Durch diese Gewöhnung wird er endlich in den Stand gesetzt, selbständig ein Thema zu disponiren und auszuführen. Dieses berücksichtigend, hat der Verfasser an einzelnen Stellen der Entwürfe zuweilen auch nur kurze Notizen und Fragen gegeben und absichtlich dem Schüler die Entwicklung des Gedankens überlassen.

Die meisten der im Handbuche enthaltenen Aufsätze sind von

den Schülern angefertigt worden, bis auf die entlehnten, die von Graf, Petermann, Viehoff und Nehm herrühren und theilweise abgeändert sind.

So wird im allgemeinen dieses Verfahren ein Rechenexempel, zu welchem der Schüler die Aufgabe und den Ansatz bekommt, und wozu der Lehrer das Facit im Handbuche findet. Es ist eine Erweiterung und, wie ich hoffe, Verbesserung der vor zwei Jahren mit Glück betretenen Methode des Herrn Superintendenten Graf.

Sollten nun die Herren Collegen des Verfassers Behandlungsweise billigen und nach dieser zu denselben Resultaten gelangen, so wird es mich freuen, diese Arbeit veröffentlicht zu haben.

Leipzig, Ostern 1864.

Dr. H. Th. Traut.

BIMA



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft: Die Arbeiten der Unterstufe.

I. Fabeln, Märchen und Erzählungen.

Nr.		Seite
1.	Die Biene und die Taube	3
2.	Der Wolf auf dem Todtenbette	3
3.	Der tugendhafte Wolf	4
4.	Die Aexze	5
5.	Der Hirsch am Bache	6
6.	Der Hund und der Stier	6
7.	Das verleumdete Kofz	7
8.	Stadt- und Feldmans (Uebertragung)	7
9.	Warum die Taube ein foich lieberlich Nefz baut	8
10.	Das Riefenfpiegelzeug	8
11.	Fran Holla und der trene Ecart	9
12.	Der edle Sohn	10
13.	Kindesdank	11
14.	Das feltene Gericht	12
15.	Deutfche Frauentreue	13

II. Briefe.

Nr. 16.	Brief an eine Freundin	14
17.	Brief an eine franke Schwefter	14
18.	Brief an einen Bruder	15
19.	Brief an eine Freundin	16
20.	Einer desgleichen	16
21.	Einer desgleichen	17
22.	Brief an den Vater	17
23.	Brief an eine Freundin	18
24.	Einer desgleichen	19
25.	Brief an die Eltern	19

III. Beschreibungen.

	Seite
Nr. 26. Das Eichhörnchen	21
„ 27. Die Gemse	21
„ 28. Der indische Elephant	22
„ 29. Das wohlriechende Veilchen	23
„ 30. Die gemeine Erbse	24
„ 31. Der Hollunderstrauch	24
„ 32. Nutzen der Säugethiere	25
„ 33. Die Vögel	26
„ 34. Die Fische	27
„ 35. Das Erzgebirge und seine Bewohner	27
„ 36. Der Seidenbau	28
„ 37. Die Leipziger Messe	29
„ 38. Das Brot	30
„ 39. Der Frühling	30
„ 40. Die Nacht	31

Zweites Heft: Die Arbeiten der Mittelstufe.

I. Erzählungen.

Nr. 41. Der Erkenntliche	35
„ 42. Sei vorsichtig	36
„ 43. Der Zankfüchtige	37
„ 44. Verleumdung und üble Nachrede	37
„ 45. Der Gottlose bebet sein Lebelang	39
„ 46. Zimmer verthun und nichts erwerben	40
„ 47. Die vier Jahreszeiten	42
„ 48. Reinlichkeit	43
„ 49. Der grüne Zweig	44
„ 50. Müßiggang ist aller Laster Anfang	45

II. Briefe.

Nr. 51. Brief einer franken Schülerin an eine Freundin	47
„ 52. Brief zum Geburtstage des Vaters	47
„ 53. Brief an eine Freundin	48
„ 54. Einer desgleichen	49
„ 55. Einer desgleichen	50
„ 56. Einer desgleichen	51
„ 57. Brief an einen Lehrer	53
„ 58. Brief an eine Freundin	54

III. Beschreibungen

Nr. 59. Die Eintheilung des Weltmeeres	55
„ 60. Das Gold	56

	Seite
Nr. 61. Die Gaben des Herbstes	56
„ 62. Der Meeresgrund	57
„ 63. Die Gebirge auf der Erdoberfläche	58
„ 64. Die Gärten zur Sommerzeit	58
„ 65. Die beiden kalten Erdzonen	59

IV. Umschreibungen von Gedichten.

Nr. 66. Die Eichel und der Kürbis, von Gleim	60
„ 67. Frühlingsfeier, von Hoffmann v. Fallersleben	61
„ 68. Har ras, der kühne Springer, von Körner	61
„ 69. Abendlied, von Claudius	63
„ 70. Wanderers Nachtlid, von Göthe	64

V. Kurze Auseinandersetzungen (Lehrsaetze, Abhandlungen).

Nr. 71. Was hat ein Mädchen zu beobachten, wenn es etwas lernen will?	65
„ 72. Ueber das Lesen nützlicher Bücher	66
„ 73. Ueber die Schwatzhaftigkeit	66
„ 74. Ueber die Pflichten der älteren Geschwister gegen die jüngeren	68
„ 75. Ueber den Nutzen der Wälder	69
„ 76. Morgenstunde hat Gold im Munde	70
„ 77. Das Weisheit und der Bescheidene	71
„ 78. Der Gesunde und der Kranke	71
„ 79. Der Freund und der Schmeichler	72
„ 80. Der Sparfame und der Geizige	73

Drittes Heft: Die Arbeiten der Oberstufe.

I. Erzählungen und geschichtliche Aufsätze.

Nr. 81. Was Schneeglöckchen erzählt	77
„ 82. Ein Tag aus dem Leben einer Rose (von ihr selbst erzählt)	79
„ 83. Schicksale eines Speciesthalers (von ihm selbst erzählt)	80
„ 84. Bruchstücke aus einem Tagebuche	82
„ 85. Karl's des Großen Persönlichkeit	86
„ 86. Maximilian, der letzte Ritter auf dem Throne	87
„ 87. Der Bauernkrieg	88
„ 88. Die heiligen Tage des Pfingstkreises	89

II. Briefe.

Nr. 89. Brief an eine Schwester	90
„ 90. Brief an die Mutter	91
„ 91. Brief an eine Freundin	93
„ 92. Einer desgleichen	94
„ 93. Convenienzbrief	95
„ 94. Einer desgleichen	96

III. Beschreibungen und Schilderungen.

Nr.		Seite
95.	Scenen aus Sibirien	97
96.	Fortsetzung derselben	99
97.	Die Indianer in Mexiko	101
98.	Die wässerigen Meteore	102
99.	Die Thierwelt der heißen Zone	104
100.	Blüthen und Freuden	105
101.	Blüthen und Hoffnungen	105
102.	Berge und Hindernisse	107
103.	Ein Seesturm auf der Insel Mauritius	109
104.	Das gelbe Blatt	110
105.	Der Siegesbete (nach dem gleichnamigen Gedicht v. Schmitter)	112
106.	Lobrede auf die Gans (am Martinsabend)	113

IV. Beschreibungen von Kunstwerken.

Nr. 107.	Das Lutherdenkmal in Worms (ein Holzschnitt)	116
108.	Die Flucht nach Egypten (vier Kupfer)	117
109.	Das Wachtfeuer (ein Gemälde)	119

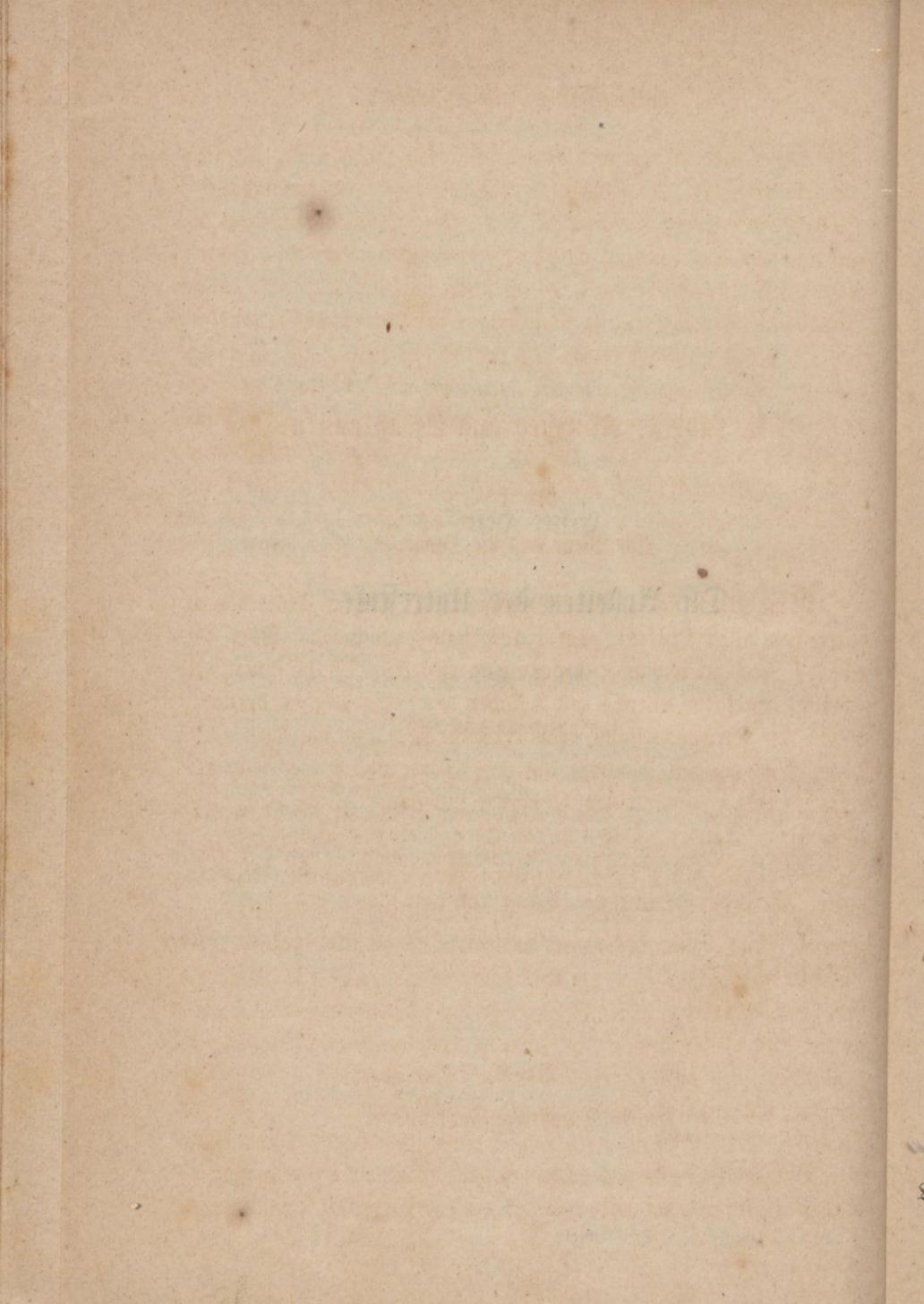
V. Kurze Abhandlungen.

Nr. 110.	Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern	120
111.	Werth der Freundschaft	122
112.	Ermünerung und Hoffnung, Hauptquellen der Freuden des Menschen	123
113.	Worin besteht die Kunst, glücklich zu werden?	124
114.	Welches sind die Vortheile, die uns das gesellige Leben gewährt?	126
115.	Nur der Tugendhafte kann dem Tode mit Freuden entgegensehen, denn er führt ihn in ein besseres Leben	127
116.	Es wohnt ein schlechtes Herz oft unter Gold und Seide; aus Thaten schließe bloß, nicht aber aus dem Kleide	128
117.	Erläuterung des Gedichts „Das Gewitter, von G. Schwab“	130
118.	Charakteristik Moses	132
119.	Charakteristik der Jungfrau v. Orleans (nach Schiller's gleichnamigem Drama)	133
120.	Charakteristik der Maria Stuart (nach Schiller's gleichnamigem Drama)	135

Erstes Heft:

Die Arbeiten der Unterstufe.

Nr. 1—40.



I. Fabeln, Märchen und Erzählungen.

Nr. 1.

Die Biene und die Taube.

Eine Biene fiel in einen Brunnen. Das arme Thierchen arbeitete aus allen Kräften, wieder ans Land zu kommen. Aber vergebens! Noch zu rechter Zeit ward eine mitleidige Taube ihrer Noth gewahr, warf ihr eilends ein Nestchen von dem Baume herunter, der an dem Brunnen stand, und errettete sie damit von dem nahen Tode. Nach einigen Minuten, als ihre Flügel wieder trocken waren, zielte ein Jäger hinter einem Strauche mit seiner Flinte nach dieser gutherzigen Taube. Das sah die Biene, flog geschwind auf die Hand des Jägers und stach ihn, daß er vor Schmerz mit dem Arm zuckte. Darüber erschrak die Taube und flog schnell davon.

Niemand findet in der Noth leichter einen Helfer, als der, welcher selbst den Nothleidenden gern beisteht.

Nr. 2.

Der Wolf auf dem Todtenbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und warf einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben. „Ich bin freilich ein Sünder“,

sagte er; „aber doch, hoffe ich, keiner von den größten. Ich habe Böses gethan, aber auch viel Gutes. Einstmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, das sich von der Herde verirrt hatte, so nahe, daß ich es leicht hätte erwürgen können; und ich that ihm nichts. Ein anderes mal hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewunderungswürdigsten Gleichgiltigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte“. „Und das alles kann ich Dir bezeugen“, fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort; „denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als Du an dem Beine so jämmerlich würgtest, das Dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog“.

Nr. 3.

Der tugendhafte Wolf.

Der Monarch der Thiere hatte demjenigen Wolfe eine Belohnung versprochen, von dem erweislich wäre, daß er in einem ganzen Jahre weder ein Schaf noch ein Lamm gestohlen habe. Das Jahr war um. Es wurde ein feierlicher Gerichtstag angesetzt, und es ward kein Wolf gefunden, gegen den nicht die Schafe gegründete Klage geführt hätten, einen einzigen ausgenommen. Dieser vermaß sich, in seinem ganzen Leben keinen Mord an irgend einem unschuldigen Thiere begangen zu haben, und die Schafe versicherten, von ihm niemals bedroht worden zu sein. „Das will viel sagen“, sprach der König. „Edler Wolf, Du bist der Belohnung —“ „Verzeihen Ihre Majestät!“ unterbrachen ihn die anderen Wölfe; „er lag seit seiner frühen Jugend auf eines Jägers Hofe an der Kette“. — „So? Das ist etwas anderes!“ sprach der hintergangene Löwe. „Höre, unschuldiger Psegrim, für jetzt kann ich Dir die ausgesetzte Beloh-

nung nicht ertheilen. Verhältst Du Dich aber im nächsten Jahre, da Du frei bist, eben so löblich, so bekommst Du sie doppelt“. — Die ganze Versammlung zweifelte daran.

Nr. 4.

Die Axt.

Einem Zimmermann fiel aus Versehen seine Axt in einen tiefen Strom. Er bat den Flußgott inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sei, wieder zu seinem Werkzeuge verhelfen. Der Flußgott stieg auf und brachte eine goldene Axt aus dem Wasser. „Das ist die meinige nicht“, sprach der Zimmermann gelassen. Der Geist tauchte von neuem ein und langte eine silberne hervor. „Auch die gehört mir nicht“, sprach der Arme. Und zum drittenmal langte der Flußgott eine Axt von Eisen mit hölzernem Stiele hervor. „Das ist die rechte! das ist sie!“ rief der Zimmermann fröhlich. „Gut! ich sehe, Du bist eben so wahrhaft, als arm“, sprach der Geist; „zur Belohnung nimm alle drei mit“. — Die Geschichte ward bald in der ganzen Gegend bekannt. Ein Schalk, der sie erfuhr, nahm sich vor zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so gnädig sein würde. Er ließ seine Axt mit Willen in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte die Freude, ihn aufsteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Geist brachte, wie damals, eine goldene Axt hervor. „Ist sie das, mein Sohn?“ fragte er. „Ja, ja, das ist sie!“ antwortete der Lügner und griff schon danach. „Halt, Nichtswürdiger!“ erscholl nun die Stimme des erzürnten Geistes; „glaubst Du den zu hintergehen, der in das Innere Deines Herzens sieht? Zur Strafe Deines Betrugs verliere auch das, was bisher Dein war!“ Und ohne Axt mußte der Lügner nach Hause wandern.

Nr. 5.

Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem Bache und erblickte in demselben sein Bild. „Fürwahr“, rief er, „die Natur meinte es nicht böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel sollten etwas besser sein; ich würde dann an Vortrefflichkeit der Gestalt allen Thieren trotzbieten“. Indem er noch so sprach, hörte er in der Ferne Jagdhörner ertönen und sah die Hunde schon, die mit Gebell auf ihn zu eilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald. Aber indem er hier sich ins Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih in den Aesten eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder. „Ach“, seufzte er, indem er verschied, „ich, Unglücklicher, habe thörichter Weise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet, und das Geweih, das ich pries, hat mich in das Verderben gestürzt“.

Nr. 6.

Der Hund und der Stier.

Ein Stier und ein Hund entzweiten sich. Der letztere forderte sogar den ersteren zum Kampfe heraus. Verächtlich nahm der Stier die Herausforderung an und glaubte, ein Geschöpf, das ihm an Kräften so ungleich sei, beim ersten Gange entweder mit seinen Hörnern, oder mit seinen Hufen zu zermalmen. Doch jetzt, indem er seinen Kopf zur Erde beugte, wick der schlaue Hund seinen Stößen aus und faßte das stärkere Thier beim Ohre. Vergebens schüttelte der Stier sein Haupt, brüllte und stampfte vergebens; von wüthen-

den Schmerzen übermannt, mußte er endlich mit zerfleisctem Ohre demüthig um Frieden bitten.

Verlaß Dich nicht bloß auf körperliche Stärke! Geschicklichkeit weiß sie zu ersetzen und zu überwinden.

Mr. 7.

Das verlenndete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte; und der König schätzte und liebte seinen Diener, wie er es verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen das treue Roß zu verdächtigen. Aber der König der Thiere antwortete ihm mit verachtendem Blöcke: „Es ist ein sicherer Beweis von dem Werthe meines Rosses, daß es Dich, Elenden, zum Feinde hat“.

Mr. 8.

Uebertragung der Fabel von der Stadt- und Feldmans in eine wirkliche Geschichte.

Ein Stadtmädchen ging spazieren und besuchte ein Dorfmädchen. Dieses bewirthete es mit Butter, Brot und etwas Obst. Da sprach das Stadtmädchen: „Das alles schmeckt mir nicht; komm mit mir in die Stadt, da habe ich köstliche Speisen“. Das Dorfmädchen ließ sich endlich bereden und zog mit. Da bekam es denn auch alle Tage köstliche Speisen, als Braten, Kuchen und allerlei Näscherien. Aber das Stubensitzen gefiel dem Dorfmädchen nicht, und wenn es zum Fenster hinaus sah, erblickte es nichts als Häuser, die schmutzige Straße und ein Stückchen Himmel. Nach ein

paar Tagen sagte das Dorfsmädchen: „Laß mich wieder in mein Dörfchen ziehen, wo ich frei bin und in Feldern, auf Wiesen und im Walde umherspringen kann.

Nr. 9.

Warum die Taube ein solch liederlich Nest baut.

Ein Märchen von der Holztaube.

Eine Taube hatte einmal eine Kuh, welche sie reichlich mit Butter und Käse versorgte; aber dafür suchte ihr die Taube allemal die beste Weide aus. Nun begab sich's, daß die Elster ihr Nest baute und Reisig und Dornen zusammentrug. Als das die Taube sah, sagte sie zur Elster: „Lehre mich auch ein solch Nest bauen!“ Da antwortete ihr die Elster: „Gib mir nur Deine Kuh, so will ich Dir meine ganze Kunst zeigen!“ Das war die Taube zufrieden, und die Elster trug Reisig zusammen, legte sie zwischen Baumäste, und das sollte der Grund sein. Aber die Taube konnte nicht abwarten, bis das Nest fertig war, sagte deshalb zur Elster, daß sie es könne. Die Elster aber war froh, die Kuh so wohlfeil bekommen zu haben, nahm sie und zog fort. Als aber die Taube nun das Nest bauen wollte, hatte sie alles vergessen, und so sehr sie auch grübelte, konnte sie sich doch nicht besinnen und hat es bis zum heutigen Tage nicht besser gelernt. Wenn sie nun allein in dem Walde sitzt, ruft sie: „Ach meine Kuh! Ach meine Kuh! Hätt' ich dich wieder, meine Kuh!“

Nr. 10.

Das Riesenspielzeug.

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfalle liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen.

Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis fast nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, was ihr alles etwas Neues war. „Ei“, sprach sie und trat hinzu, „das nehme ich mir mit“. Da kniete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Hause, den Felsen hinauffspringend.

Der Ritter saß gerade am Tische, als sie eintrat. „Ei, mein Kind“, sprach er, „was bringst Du da?“ Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinschauen. „Was hast Du da so Zappeliges darin?“ — „Ei, Vater, ein gar artiges Spielzeug! So etwas Schönes habe ich in meinem Leben noch nicht gehabt!“ Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch: den Pflug, die Bauern und ihre Pferde, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, Du hast da etwas Schönes angerichtet. Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal!“ Das Fräulein weinte; es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug“, sagte der Ritter ernsthaft, „ich leid's nicht, daß Du murrest. Bant der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felseneste nichts zu leben“.

Nr. 11.

Frau Holla und der trene Eckart.

In Thüringen liegt ein Dorf, Namens Schwarz, da zog Weihnachten Frau Holla vorüber, und vorn im Haufen ging der trene Eckart und warnte die begegnenden Leute, daß ihnen kein Leid widerführe. Ein paar Bauernknaben hatten gerade Bier in der

Schenke geholt, das sie nach Hause tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Gespenster nahmen aber die ganze Straße ein; da wichen die Dorfjungen mit ihren Kannen abseits in eine Ecke. Bald nahen sich verschiedene Weiber aus der Kotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht still, wußten aber nicht, wie es ihnen zu Hause ergehen sollte, wenn sie mit leeren Krügen kämen. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das rief Euch Gott, daß Ihr kein Wörtchen gesprochen habt; sonst wären Euch Eure Häufe umgedreht worden. Gehet nun flugs heim und saget keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden Eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nie gebrechen“. Dieses thaten die Knaben, und es war so: die Kannen wurden niemals leer, und drei Tage nahmen sie das Wort in acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Borwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache. Da war es aus, und die Krüglein versiegten.

 Nr. 12.

Der edle Sohn.

Ein Vater und ein Sohn dienten bei der Compagnie, jener als Gemeiner, dieser als Unterofficier. Als das Regiment eines Tages vor dem Thor exercirte, bemerkte der General in jener Compagnie beim Abfeuern der Gewehre einen groben Fehler. Er ritt sogleich auf den Unterofficier zu und fragte mit zorniger Stimme, wer den Fehler begangen habe. Der Gefragte schwieg. „Kann Er nicht sprechen?“ fragte der General, „ich werde Ihn den Mund öffnen!“ Und sogleich befahl er, dem Unterofficier zwanzig Hiebe zu geben. In diesem Augenblicke regte sich jemand im Gliede, als ob er vortreten wollte; doch ein Blick des Unterofficiers genügte, um jenen in Reih' und Glied zu erhalten. Als die Strafe vollzogen war, fragte

der General: „Nun, wird Er künftig zu antworten wissen?“ — „Gewiß“, versetzte der Unterofficier; „und auch diesmal hätte ich zu antworten gewußt, wenn nicht mein alter Vater, der sich noch nie eine Strafe zuzog, der Schuldige gewesen wäre“. Der General sah den Unterofficier ernst an, wandte dann sein Pferd und ritt schweigend weg. Am folgenden Morgen aber ließ er ihn zu sich kommen, ernannte ihn zum Feldwebel, und kündigte ihm an, daß sein alter Vater noch heute seinen Abschied mit erhöhter Pension erhalten werde.

Nr. 13.

Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Tagelöhner um funfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit funfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Muthes dabei zu sein und wunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwillichrock erwiederte ihm: „Ich wäre übel daran, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittel davon genügen. Mit dem zweiten Drittel zahle ich meine Schulden ab, und das dritte lege ich auf Capitalien an“. Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem Alter auch nicht verlassen werden“. — Der Fürst

belohnte die Rechtchaffenheit des wackern Mannes und sorgte für seine Söhne; und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Unterstützung und Liebe reichlich entrichtet.

Nr. 14.

Das seltene Gericht.

Ein Kaufmann hatte seine Freunde in der Stadt auf sein Landgut eingeladen, um sie mit seltenen Meerfischen zu bewirthen. Es wurden mehrere Speisen aufgetragen, und am Ende kam eine große verdeckte Schüssel, in der man die seltenen Fische vermuthete. Allein als man den Deckel abnahm, fanden sich statt der erwarteten Fische einige Goldstücke darin. Der Kaufmann aber sprach: „Meine Freunde, die Fische, welche ich Euch vorzusetzen versprach, sind in diesem Jahre dreimal theurer, als ich dachte. Es kostet einer ein Goldstück. Da fiel mir denn ein, daß in dem Dorfe ein Tagelöhner krank liege und mit seinen Kindern Hunger leiden müsse. Von dem, was dieses einzige Gericht kosten würde, könnten die armen Leute ein halbes Jahr leben. Wollt Ihr nun die Seefische, so werde ich sie unverzüglich kommen lassen, und sie sollen sogleich zubereitet werden. Wollt Ihr aber das Geld dem armen Manne überlassen, so werde ich Euch mit minder theuren, aber schmackhaften Flußfischen bewirthen“. Alle Gäste gaben ihm Beifall, jeder legte noch ein Goldstück dazu, und der arme Mann war auf ein ganzes Jahr aus seiner Noth befreit.

Nr. 15.

Deutsche Frauentreue.

Als im Jahre 1138 Conrad III. zum deutschen Kaiser gewählt wurde, stand ihm das mächtige Geschlecht der Welfen feindlich gegenüber, und ein langwieriger Krieg entstand. In diesen Kämpfen wurde die Stadt Weinsberg, welche Welf VI. vertheidigte, von Conrad hart belagert und zur Uebergabe gezwungen. Da geschah es, daß die Frauen der Belagerten die Bitte an den Kaiser stellten, frei ausziehen und die liebsten Schätze mitnehmen zu dürfen. Der Kaiser gewährte ihnen diese Bitte, indem er meinte, er kämpfe nicht gegen Frauen, sondern gegen Männer. Als nun der Tag der Uebergabe heranrückte, öffnieten sich die Stadtthore, und ein sonderbarer Zug bot sich den Augen des staunenden Kaisers dar. Die Frauen, an ihrer Spitze Ida, Welf's Gemahlin, zogen mit ihren Männern auf dem Rücken aus der Stadt. Als der Kaiser seine Worte so gedeutet sah, ward er zornig, allein bald verwandelte sich sein Zorn in Mürhung, indem er die Treue der Weinsberger Frauen erkannte. Und als die Feldherren ihn bewegen wollten, sein Wort zurückzunehmen, sprach er: „Ein Kaiser darf ein gegebenes Wort nicht willkürlich deuten“.

II. Briefe.

Nr. 16.

Brief an eine Freundin.

Meine liebe Auguste!

Schon lange hast Du mir versprochen, mich auf einige Tage zu besuchen, sobald der Frühling kommen werde. Der Frühling ist nun da, und das Wetter vortrefflich. Ich erinnere Dich daher an Dein Versprechen und bitte Dich sehr, recht bald zu kommen.

Deine lieben Eltern werden gewiß nichts dagegen haben; denn um Weihnachten, als ich Dich besuchte, gaben sie auf meine Bitte sogleich ihre Einwilligung. Und daß Du meinen Eltern und allen Uebrigen herzlich willkommen bist, wirst Du mit eigenen Augen sehen.

Mit der größten Sehnsucht erwartet Dich

Leipzig,
den 3. Mai 18—.

Deine
treue Freundin
Elise Hagen.

Nr. 17.

Brief an eine kranke Schwester.

Liebste Minna!

Wie schmerzt es mich, daß es Dir so übel geht! Manche Thräne habe ich vergossen, als ich Deinen Brief las, daß Du schon seit längerer Zeit krank bist. Kein Vergnügen ist mir angenehm, wenn ich denke, daß Du es jetzt entbehren mußt. Und wenn ich

fröhlich sein könnte, so macht mich auf einmal der Gedanke betrübt, daß Du jetzt so wenig Freude hast. Wie gern wollte ich alles opfern, wenn ich Dich nur dadurch glücklich machen könnte! Jetzt kann ich nichts als beten, daß Gott meine Wünsche erhören und Dich wieder so viele frohe Tage erleben lassen möge, als Dir wünschst

Neuhof,
den 14. October 18—.

Deine
Dich zärtlich liebende Schwester
Ida.

Nr. 18.

Brief an einen Bruder.

Lieber Bruder!

Dein letzter Brief brachte uns die Nachricht, daß Du eine Classe höher gerückt bist. Wie sehr wir uns darüber freuen, kannst Du Dir denken. Wir wünschen Dir auch für die Zukunft im Lernen den besten Erfolg. Gewiß hast Du Dich abermals überzeugt, daß es der fleißige und wohlgeschickte Schüler weiter bringt, als der träge. Ermüde nicht, auch fernerhin Zeit und Gelegenheit zu Deiner Ausbildung gewissenhaft anzuwenden und laß Dir Dein unerwartetes Aufrücken als neuen Sporn zu immer größerem Eifer dienen. Mögen diese Wünsche zur Wahrheit werden!

Die erfreuten Eltern und Geschwister grüßen Dich herzlich. Erfreue fernerhin mit guten Nachrichten

Burg,
den 12. April 18—.

Deine
Dich liebende Schwester
Emilie Berg.

Nr. 19.

Brief an eine Freundin.

Liebe Freundin,

Wie Du weißt, hat uns der Lehrer aufgegeben, in dieser Woche die auswendig gelernten Sprüche „Von den Eigenschaften Gottes“ zu wiederholen. Sei doch so gut und komme morgen Nachmittag zu mir, damit wir einander überhören können. Meine Schwester Laura geht mit meiner Mutter aus, und da können wir recht fleißig mit einander lernen.

Erfülle ja die Bitte

Taucha,
den 15. Mai 18—.

Deiner

Dich liebenden Freundin
Emma Große.

Nr. 20.

Brief an eine Freundin.

Theuerste Freundin!

Am Montag reiste meine Mutter nach Leipzig und versprach, heute Abend wieder zurückzukommen. Um acht Uhr will ich an den Leipziger Bahnhof gehen, um sie dort abzuholen. Du würdest mir einen sehr großen Gefallen erweisen, wenn Du mich begleiten wollest. Ich will um sieben Uhr zu Dir kommen, um mir Antwort zu holen. Ist es Dir möglich, meine Bitte zu erfüllen, so können wir von Dir aus gleich mit einander gehen.

Hält Dich nichts ab, so erfüllst Du gewiß den Wunsch ●

Dresden,
den 3. Juli 18—.

Deiner

Dich erwartenden Freundin
Marie Schütz.

Nr. 21.

Brief an eine Freundin.

Gute Karoline!

Als ich Dich vorige Woche besuchte, zeigtest Du mir einen Serviettenring, den Du selbst gehäkelt hattest. Den 16. März feiert meine Mutter ihren Geburtstag. Sehr gern möchte ich ihr eine kleine Freude bereiten, weshalb ich ihr auch einen Serviettenring häkeln will. Erzeige mir doch den Gefallen und leihe mir Deinen Ring auf ein paar Tage. Ich werde ihn ganz reinlich halten und ihn Dir mit dem innigsten Danke wieder zustellen.

Gewiß läßt Du nicht unerfüllt die Bitte

Chemnitz,
den 8. Januar 18—.

Deiner
Dich liebenden
Agnes Stahl.

Nr. 22.

Brief an einen Vater.

Mein geliebter Vater!

Du hast mich an meinem Geburtstage mit einem schönen Schreibzeuge beschenkt und mir dadurch eine große Freude bereitet. Für dieses liebe Geschenk, sowie für die herzlichen Glückwünsche sage ich Dir meinen innigsten Dank. Gebe Gott, daß alle in Erfüllung gehen! So oft ich das Schreibzeug erblicke, werde ich mich stets Deiner und der Wohlthaten erinnern, die Du mir jederzeit und so reichlich erwiesen hast. Auch verspreche ich Dir, die guten Lehren und Ermahnungen zu Herzen zu nehmen, welche Dein lieber Brief noch enthielt. Ja gewiß, theuerster Vater, jeden Augenblick will ich benutzen, um die Hoffnungen zu erfüllen, welche Du von mir hegst,

und mein ganzes Bestreben soll dahin gerichtet sein, mich Deiner Liebe immer würdiger zu machen, damit Du Dich immer freuen kannst über

Berlin,
den 6. Februar 18—.

Deine
dankbare Tochter
Ewine.

Nr. 23.

Brief an eine Freundin.

Meine Sommerferien.

Liebe Helene!

Wir haben uns versprochen, einander mitzutheilen, wie wir die Ferien zugebracht haben. Ich will es Dir in diesem Briefe erzählen, da Du Abhaltungen hattest, mich zu besuchen. Einen Theil meiner Ferien brachte ich in Wurzen zu, von wo aus wir kleine Ausflüge machten. Ich war z. B. in Mischwitz, wo ich den Park und die Gewächshäuser besuchte. Ich bin auch auf den drei Brücken gewesen, welche wegen ihrer Bauart sehr interessant sind. An diesem Tage war es sehr heiß, und ich ruhte deshalb in dem Gasthause zu den drei Brücken aus. In der Stadt selbst gibt es nicht viel zu sehen, nur das Rathhaus, der Dom und die Wenzelskirche. Man kann Wurzen zu den Fabrikstädten zählen, da sich in der Stadt sechs bedeutende Fabriken befinden. Vorzüglich groß ist die Cigarren-Fabrik, dann kommt die Woll-, Tapeten-, Papier-, Filz- und Farben-Fabrik. Die große Stadtmühle bei Wurzen sah ich auch. Ich hoffe, daß Du Deine Ferien ebenso angenehm verlebt hast wie ich.

Es grüßt Dich

Leipzig,
den 11. August 1863.

Deine
treue Freundin
Marie Schulz.

Nr. 24.

Brief an eine Freundin.

Das Weihnachtsfest.

Liebe Julie!

Wieder einmal ist das liebe Weihnachtsfest herangekommen. Wie sehr ich mich darauf gefreut habe, wirst Du an Deiner Freude ermessen können, da Du doch auch gehofft hast, von Deinen Eltern beschenkt zu werden. Du weißt vielleicht noch nicht, woher die Sitte kommt, daß man sich zum Weihnachtsfeste beschenkt, und darum will ich es Dir sagen. Diese Gaben, mit welchen uns die Eltern allemal überraschen, sind ein Abbild von dem größten Geschenk, welches uns von Gott vor achtzehnhundert Jahren zu theil ward, welches ist Jesus, unser Heiland.

Ich habe ein sehr schönes Kleid und einen Shawl und andere Kleinigkeiten erhalten.

Ich wünsche Dir ein gesundes Neujahr und verbleibe

Leipzig,
den 28. Dezember 1863.

Deine
Dich innig liebende
Emma Schneider.

Nr. 25.

Brief an die Eltern.

(Am Neujahrstage.)

Theuerste, geliebteste Eltern!

Am ersten Tage dieses Jahres erinnere ich mich ganz besonders der Wohlthaten, welche ich im verflossenen Jahre durch Eure Güte erhalten habe.

Könnte ich doch, o meine geliebten Eltern, Euch recht sagen, wie sehr mein Herz Euch dankt; wie sehr ich wünsche, Eure Güte vergelten zu können!

Gott wolle thun, was ich nicht kann! Er wolle Euch segnen mit steter Gesundheit und allem, was Euch erfreuen kann.

Um dieses bete ich täglich und mein beständiges Streben soll sein, Eure liebevollen Wünsche für mich in allem zu erfüllen, um Euch, so viel ich vermag, Freude zu bereiten.

Wie Ihr unaufhörlich fortfahrt, Eure Tochter zu lieben, so wird auch ewig, beste Eltern, Euch lieben und ehren

Halle,
d. 1. Januar 1864.

Eure
gehorsame Tochter
Louise.

III. Beschreibungen.

Nr. 26.

Das Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen hat einen zierlichen Körper und einen etwas zugespitzten Kopf. Die großen, lebhaften Augen ragen aus dem Kopfe hervor. Der Schwanz ist buschig, fast so lang wie der Körper. Die Beine sind nicht sehr lang. Das Eichhörnchen lebt in europäischen Wäldern und nährt sich von Waldfrüchten. Es baut sich selbst ein Nest, oder nimmt das Nest einer Elster oder Krähe in Besitz. Es springt von einem Baum zum andern, und wenn der eine Baum zu weit entfernt ist, springt es herunter, läuft eine Strecke fort und — hüsch, klettert es an dem folgenden Baume wieder hinauf. Das Eichhörnchen ist sehr munter, geschickt und kann sehr gut klettern und springen. Die Eichhörnchen, welche in nördlichen Gegenden leben, haben graues Fell, das man Vech oder Grauwerk nennt.

Nr. 27.

Die Gemse.

Die Gemse hat die Größe und Gestalt einer Ziege. Ihre Hörner sind gerade, hohl, an der Spitze hakig umgebogen. Sie ist von dunkelbrauner Farbe, nur Stirn und Kehle sind weiß. Der Schwanz der Gemse ist kurz, der Körper mit langen Haaren besetzt. Die Gemsen leben auf den höchsten Gebirgen von Europa und Asien,

auf den Alpen, Pyrenäen, dem Kaukasus u. s. w. Sie nähren sich von Alpenkräutern und den jungen Trieben der Erlen, Weiden und Nadelholzbäume. Sie halten sich in Rudeln beisammen, sind äußerst wachsam, sehen sich beständig um und fliehen, wenn sie einen Feind wahrnehmen, in ungeheuren Sätzen mit der größten Schnelligkeit davon. Sie stellen Wachen aus, welche die andern bei Annäherung der Gefahr durch einen pfeisenden Ton warnen. Ihre Feinde sind besonders der Mensch, und ein großer Raubvogel, der Lämmergeier. Ihre Jagd ist mit großen Gefahren verbunden, und die meisten Gemsenjäger büßen ihre Lust endlich mit dem Tode, indem sie in Abgründe stürzen, von Lawinen begraben werden, oder sich so versteigen, daß sie weder vor- noch rückwärts können. Das Fleisch der jungen Gemsen ist sehr schmackhaft, das Fell gibt ein vortreffliches Handschuhleder, und die Hörner werden zu Griffen auf Spazierstöcke benutzt.

 Nr. 28.

Der indische Elefant.

Der Körper des indischen Elefanten ist sehr groß und plump, 10 bis 12 Fuß hoch und 10 Fuß lang. Er hat einen länglichen Kopf, eine große und ausgehöhlte Stirn, kleine Augen, breite Ohren und eine zu einem Rüssel verlängerte Nase. Seine Beine sind dick, und an jedem Fuße befinden sich fünf hufartige Zehen. Die Haut ist graubraun gefärbt und nackt, und der Schwanz mit wenigen Haaren besetzt. Der Elefant frisst Baumblätter, Reis, Zuckerrohr, Früchte u. s. w. Sein Vaterland ist Südastien, besonders häufig kommt er auf den ostindischen Inseln vor. Seine Klugheit, Geschicklichkeit und Gelehrigkeit machen ihn zu einem unentbehrlichen Hausthiere in Ostindien. Der Rüssel ist das wichtigste Werkzeug des Elefanten. Er kann mit dem Rüssel mancherlei

Kunststücke machen, z. B. Knoten auflösen, Pfropfen von Flaschen ziehen u. dergl. Er ergreift mit dem Rüssel seine Nahrung und schiebt diese in den unter demselben befindlichen Mund; er vertheidigt sich mit demselben und kann damit kleinere Bäume ausreißen und Menschen und Thiere heben. In früherer Zeit gebrauchte man ihn im Kriege, und es ist bekannt, daß man hölzerne Gerüste auf seinem Rücken befestigte. Er wird zum Ziehen und Tragen abgerichtet und kann eine Last von 2000 bis 3000 Pfund tragen. Die Stoßzähne des Elephanten geben das Elfenbein. Gewöhnlich wiegt ein Zahn über 50 Pfund; es gibt aber auch solche von 100 bis 150 Pfund Gewicht.

Nr. 29.

Das wohlriechende Veilchen.

Das wohlriechende Veilchen hat eine faserige Wurzel mit einer stengellosen Pflanze, welche Ausläufer treibt. Die Blätter sind breithertzförmig und flaumartig bekleidet. Die gestielte Blume wird von fünf stumpfen Kelchblättern umgeben. Die Blumenkrone ist fünfblättrig, und die Blumenblätter sind ungleich getrennt und von dunkelvioletter Farbe. In der Blumenkrone befinden sich fünf Staubgefäße und ein Pistill. Das wohlriechende Veilchen wächst an Waldrändern, Hecken und Rainen und blüht im März und April. Es wird besonders wegen seines angenehmen Geruches sehr geliebt und das Blümchen der Bescheidenheit genannt.

Nr. 30.

Die gemeine Erbse.

Die Erbse hat kletternde Stengel, an welchen gefiederte Blätter zu drei Paaren, mit Wickelranken versehen, sitzen. Die Blätter sind eiförmig und ganzrandig, die Nebenblättchen halbherzförmig. An den Blütenstielen befinden sich zwei und mehrere Blüten, die von einem fünfspaltigen Kelch eingeschlossen sind. Die Blumenkrone ist sehr unregelmäßig und von weißlicher Farbe. Die Blüthe gehört zu den Schmetterlingsblumen. Sie hat zehn Staubfäden, von denen neun verwachsen sind und einer frei steht. Die Frucht ist eine Hülse. Die Erbsen dienen dem Menschen sowohl, wenn sie noch frisch, als auch, wenn sie gedörret sind, zur Nahrung, und das Erbsenmehl wird vielfach gebraucht.

Nr. 31.

Der Hollunderstrauch.

Obgleich diese Pflanze Strauch heißt, so wächst sie zuweilen doch baumartig. Die jungen Stengel sehen grün aus und sind alle mit einem weißen Mark angefüllt. Der Hollunder hat gefiederte Blätter. Der Blütenstand wird bei dieser Pflanze eine Trugdolde genannt, die je in fünf Hauptäste ausläuft. Der Kelchsaum ist fünfzählig, und die Blumenkrone radförmig mit fünfspaltigem Saum und von weißlich-gelber Farbe. Die Frucht sind Beeren von schwarzer Farbe. Man findet den Hollunderstrauch in Wäldern, an Hecken und in Gärten, woselbst er im Juni und Juli blühend angetroffen wird. Namentlich werden die Blüten dieser Pflanze als ein schweißtreibendes Mittel in der Arznei gebraucht.

Nr. 32.

Der Nutzen der Säugethiere.

Viele Säugethiere erleichtern uns durch ihre große Stärke unsere Arbeiten. So zieht das Pferd den schweren Lastwagen, die Kutsche und den leichten Schlitten, den Pflug und die Egge, und trägt den Reiter mit schnellen Schritten von einem Orte zum andern. Im Ziehen großer Lasten und des Pfluges leistet ihm der langsame, aber noch stärkere Ochse Gesellschaft. Sollen Mehlsäcke aus der Mühle fortgebracht werden, so legt man sie auf den Rücken des genügsamen Esels, und dieser geht gesenkten Kopfes mit der schweren Last langsam, aber sicher seines Weges. In Afrika und Asien benutzt man das Kameel, ja wohl gar den großen Elephanten als Lastträger. Nur hie und da müssen die Kühe ebenfalls ihre Kräfte als Zugthiere anstrengen; für gewöhnlich pflegen sie der Ruhe im Stalle und werden von den Menschen sorgfältig gefüttert, damit sie desto mehr Milch geben. In warmen Maitagen geht es über das Fell des geduldigen Schafes her. Man schneidet ihm die krause Wolle mit einer großen Schere ab und bereitet daraus Tuch zu Beinkleidern, Röcken und Mänteln. — Will ein Dieb nachts über die Mauer in den Hof steigen, so erhebt der große Kettenhund sein Gebell, während der Schäferhund am Tage die Schafherden bewacht, der Fleischerhund die Kälber treibt, und der Jagdhund die angeschossenen Hasen fängt. Die Raze hat auch ein wichtiges Amt: sie muß Keller, Boden, Scheunen und Ställe von den Mäusen säubern.

Das Rind und das Schaf gewähren uns nicht bloß im Leben, sondern auch, wie das Schwein und das Wild, durch ihren Tod den mannichfaltigsten Nutzen. Wir laben und stärken uns dann am Fleische des Rindes, des Schweines, des Schafes, des Wildes. Es bereitet uns ferner der Gerber aus den Fellen der meisten dieser Thiere Leder zu Stiefeln und Beinkleidern, und der Kürschner ver-

fertigt aus den Fellen des Bären, des Zobels, des Schafes und aus den Bälgen des Fuchses, des Hasen, des Kaninchen, des Hermelin, des Wiefels und des Marders verschiedene Pelzwerke. Der Seifensieder benutzt den Talg des Rindes zu Lichten und zu Seife. Der Drechsler dreht aus den Hörnern des Rindes und des Wildes und aus den Zähnen des Elephanten Pfeifen, Dosen, Stockgriffe, Ringe, Bälle und verschiedene Kostbarkeiten. Der Bürstenbinder macht aus den Borsten des Schweines Schuh- und Kleiderbürsten. Die Gedärme der Schafe und Katzen geben uns die Saiten zu den Violinen, Harfen und Guitarren, und der Walfisch liefert Fischbein und Thran.

Nr. 33.

Die Vögel.

Die Vögel gehören zu der Abtheilung der Knochenthiere. Sie haben mit den Säugethieren das rothe, warme Blut gemein, und athmen auch durch Lungen. Ein sehr wichtiger Unterschied der Vögel von den Säugethieren ist die Federdeckung, während die Säugethiere meistens ein Fell haben. Die Vögel haben, gleich den Säugethieren, vier Gliedmaßen; aber der Gebrauch derselben ist sehr verschieden. Die hinteren werden zum Gehen oder Schwimmen gebraucht und heißen Füße, während die vorderen zum Fluge gebraucht und Flügel genannt werden. Die zahnlosen Kinnladen bilden den Schnabel, welcher mit einer hornigen Scheide überzogen ist. Die Stimme bildet sich oft zum lieblichsten Gesang aus. Der Aufenthalt ist sehr verschieden; denn manche halten sich in der Luft, manche auf der Erde, aber auch einige auf dem Wasser auf. Auch unterscheidet man Zug- und Standvögel. Die Vögel nähren sich von Körnern, Insecten, Wasserpflanzen, Amphibien und auch vom Fleisch anderer Thiere. Die, welche sich vom Fleisch nähren, heißen Raub-

vögel, und man erkennt sie an ihrem hakenförmigen Schnabel. Die Vögel bauen sich Nester, in welche sie Eier legen, die sie ausbrüten. Sie pflegen die Jungen mit großer Sorgfalt. Sie lassen sich zähmen und abrichten; etliche lernen auch die menschliche Stimme nachahmen.

Nr. 34.

Die Fische.

Die Fische haben rothes, kaltes Blut und können nur im Wasser leben. Sie haben keine Lungen wie wir. Bei den meisten Fischen ist der Körper mit Schuppen bedeckt. Die Fische haben keine Flügel wie die Vögel, sondern Flossen. Mit Hülfe dieser Flossen können sie sich im Wasser leicht und schnell fortbewegen. Wollen sie im Wasser in die Höhe steigen, so ziehen sie Luft in die Schwimmblase; wollen sie aber niedersteigen, so stoßen sie die Luft aus. Die Fische legen ihre Eierchen ans Ufer, bekümmern sich aber nicht ums Ausbrüten, sondern überlassen dies der Sonnenwärme.

Nr. 35.

Das Erzgebirge und seine Bewohner.

Das Erzgebirge erstreckt sich vom Fichtelgebirge nordöstlich bis an die Elbe, 22 Meilen lang. Auf dem Gebirge ist der Fichtel- und Keilberg besonders merkwürdig. Der Fichtelberg, welcher nördlich liegt, ist 3721 Fuß hoch; aber des Keilbergs Höhe beträgt 3800 F. Im ganzen ist das Erzgebirge mit Nadelholz bewaldet, jedoch findet man am Fuße auch Laubholz. Der südliche Abhang ist sehr steil; aber die nördliche Abdachung ist stufenförmig. Das Erzgebirge hat seinen Namen von dem großen Metallreichthum, welchen man auf

dem Nordabhang antrifft. Dem südlichen Abhange wird der Mangel an diesem Reichthum durch Mineralquellen ersetzt. Auf dem Erzgebirge entspringen mehrere Flüsse: die beiden Mulden mit der Zschopau, und die Elster mit der Pleiße.

Die Bewohner des Erzgebirges sind sehr arbeitsam. Man treibt besonders Bergbau. Der Bergmann holt mit vieler Mühe die Metalle aus der Erde. Die Spitzenklöppelei hat Barbara Altmann erfunden. Dieser Erwerbszweig nimmt aber immer mehr ab; denn die Spitzen werden jetzt meistens nur in Fabriken gefertigt. Der Gewerbefleiß des Erzgebirges ist sehr bedeutend. Die Kinder werden schon vom 5ten Jahre an mit in den Fabriken beschäftigt.

Nr. 36.

Der Seidenbau.

Die Seide wird aus dem Gespinste einer Raupe gewonnen, die aus den Eiern eines schmutzig weißen, kleinen Nachtschmetterlings entsteht, und die deshalb gewöhnlich Seidenraupe genannt wird. Wie die meisten Raupen umspinnt sie sich vor ihrer Verwandlung mit einem dichten Gewebe. Aus dieser Hülse, Cocon genannt, wird die Seide gewonnen. Damit die Puppe in derselben nicht zum Schmetterling ausgebildet werde, sammelt man dieselben, wirft sie in heißes Wasser und rührt sie mit Reifern um. Die an ihnen hangenbleibenden Fäden werden alsdann, mehrere zu einem vereinigt, abgehaspelt. Ehe aber diese rohe Seide verarbeitet werden kann, muß sie vorher noch mehrmals mit Seife abgekocht, gebleicht, auch wohl geschwefelt werden, wodurch sie die zur Verarbeitung erforderliche Weichheit, Weiße und den Glanz erhält.

In Indien und China lebt die Seidenraupe im Freien auf Maulbeerbäumen. Da aber diese sogenannte wilde Seide von weit

geringerem Werthe als die ist, welche von Raupen gewonnen wird, die in eigens dazu eingerichteten Stuben gepflegt und gezogen werden, so ist auch in ihrem Vaterlande die künstliche Pflege derselben allgemein herrschend. Man füttert sie mit den Blättern des Maulbeerbaumes in mäßig erwärmten Zimmern; doch müssen die Blätter durchaus trocken sein, weil jede Feuchtigkeith den Thieren gefährlich ist. Es erfordert daher die Behandlung der Raupen viel Umsicht, und die Betreibung des Seidenbaues ist ein mühsames Geschäft.

Mr. 37.

Die Leipziger Messe.

In Leipzig werden drei große Jahrmärkte abgehalten, welche man Messen nennt. Der Name „Messe“ kommt daher: Als früher noch viele Städte katholisch waren, wurden in denselben große gottesdienstliche Feierlichkeiten abgehalten, welche man Messe nannte. Da nun zu diesen Messen sehr viel Volk zusammenströmte, so benutzten dies die Kaufleute, um ihre Waaren anzubieten. Daraus wurden endlich stehende Jahrmärkte, welche den Namen Messe erhielten. Die Oster- und Michaelismesse, welche die größten sind, wurden zuerst im 12ten Jahrhundert von Otto dem Reichen, welcher Markgraf von Meissen war, gestiftet. Die Neujahrmesse entstand später im 15ten Jahrhundert, von Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen gestiftet. Diese Messen sind die eigentliche Quelle des Reichthums für Leipzig geworden. Eine Messe dauert vier Wochen. In den ersten Wochen wird im ganzen verkauft, in den übrigen Wochen im einzelnen. Da strömen nun aus allen Ländern Fremde zusammen, und auch von den Landleuten kommen sehr viele zur Leipziger Messe. Da gibt es viel zu sehen, besonders auf dem Roß- und Königsplatze. Auf dem Roßplatze stehen gewöhnlich Menagerien, Trink- und

Spielbuden; auf dem Königsplatze befindet sich ein großer Circus, in welchem eine große Kunstreitergesellschaft ihre Vorstellungen gibt.

Nr. 38.

Das Brot.

Das Brot wird gewöhnlich aus Roggenmehl gebacken. Will man Brot backen, so gießt man warmes Wasser in einen Backtrog, schüttet das Mehl hinein und bringt noch etwas Sauerteig hinzu. Nun läßt man den Teig eine Zeit lang stehen, alsdann wird er ausgewirkt und in die Form von Broten gebracht. Die Brote werden nun in den heißen Backofen geschoben, wo sie zwei Stunden lang stehen, um gehörig auszubacken.

Das Brot besteht aus einer Rinde oder Kruste und aus Krumen. Wer oft neubackenes Brot ißt, schadet seiner Gesundheit. Das Weißbrot wird aus Weizenmehl gebacken. Das Brot ist eine große Wohlthat Gottes, daher beten wir auch im Vater Unser: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Nr. 39.

Der Frühling.

Neues Leben ist über die Erde ausgegossen. Die milden Strahlen der Sonne, das laube Wehen der Lüfte weckt die Erde aus ihrem Winterschlaf. Die Eisdecke ist geborsten, der Schnee geschmolzen; die tiefe Trauer, welche auf Feld und Wald lagerte, hat sich in Wonne verwandelt. Die Wiesen bedeckt nun Gras, den Wald ein frisches Grün, den Garten füllen Blumen. Die Knospen

öffnen sich, die Blätter an den Zweigen brechen hervor, die Blumen prangen im schönsten Schmucke. Die Berge strecken ihr grünes Haupt in die Luft. Der Himmel prangt im blauen Kleide, und die Sonne glänzt hell und prächtig. Aber nicht allein freut sich der Mensch der Güte Gottes, auch das unvernünftige Geschöpf lebt von neuem auf. Von Zweig zu Zweig hüpfen muntere Vögel und singen fröhliche Lieder zwischen den Blättern hervor. Fluß und Teich regt sich von munteren Fischen, und auf der grünen Aue graßt das geduldige Schaf, von dem fröhlichen Lamme umhüpft. Der Frühling ruft zur Arbeit auf dem Felde und im Garten. In abgemessenen Schritten schreitet der Sämann über den Acker und übergibt seinem Schoße den Samen zur kommenden Ernte. Der Gärtner legt den Spaten den ganzen Tag nicht aus der Hand, damit er die Beete zurichte.

Den Städter treibt es nach vollbrachtem Tagewerke hinaus ins Freie. Er will sich ergehen in dem herrlichen Tempel der Natur und sich erfreuen an der neuen Schöpfung. Es ist ein guter Gott, der die Erde so schön schmückt, die Blumen so bunt malt, den Himmel so blau wölbt, die Felder so grün kleidet, die Wälder so frisch belaubt und die Erde so mild erwärmt.

Nr. 40.

Die Nacht.

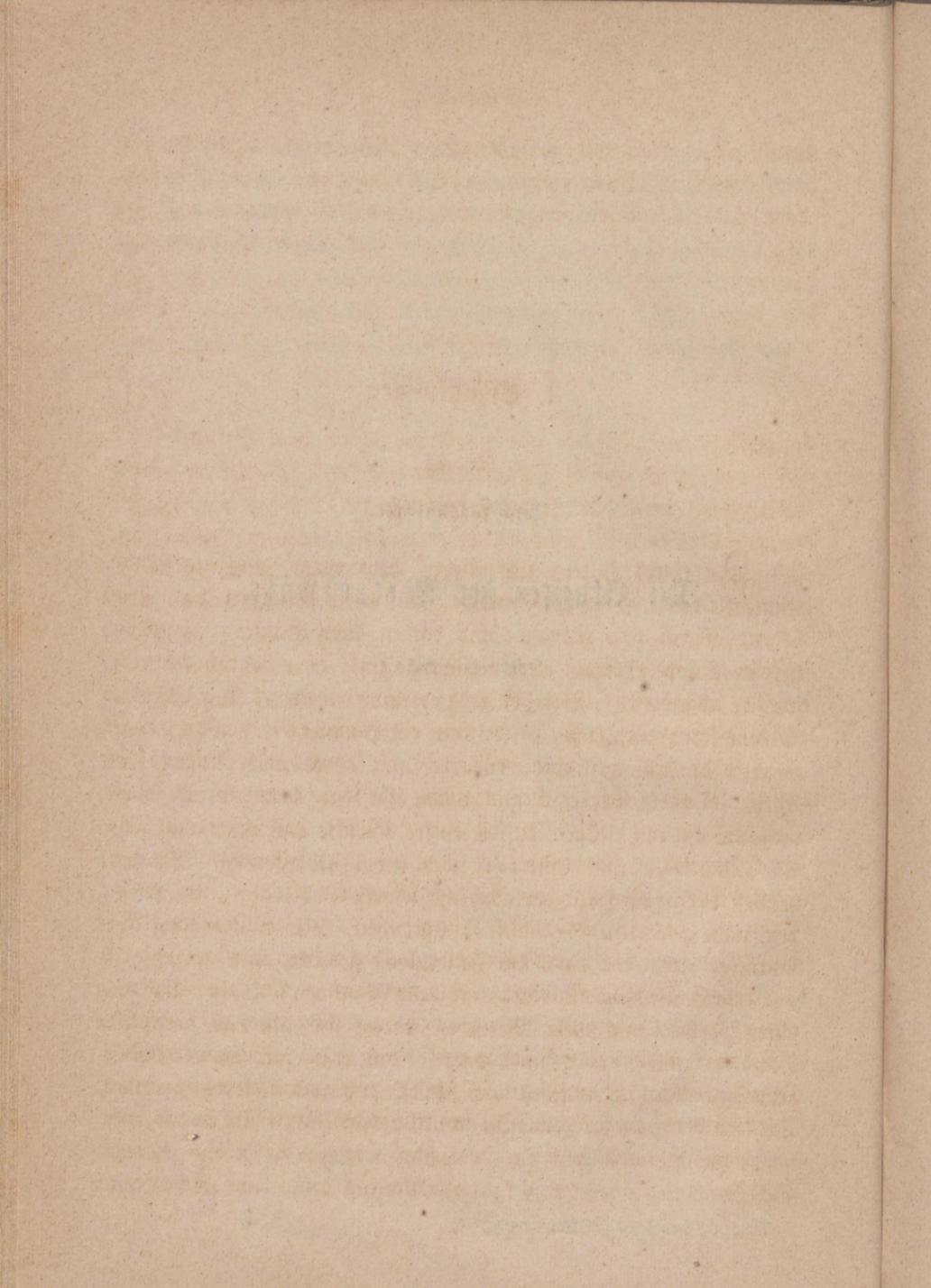
Wenn die Sonne untergegangen ist, so wird es allmählich dunkel und finster. Die Leute versammeln sich in den Stuben und zünden Licht an. Ist der Himmel heiter, so funkelt erst hie und da ein Stern, bis endlich der ganze Himmel ein großes Sternenmeer bildet. Fängt der Mond an zu scheinen, so verschwindet das Licht der Sterne.

Wenn es später wird, so legen sich die Leute zu Bett, um sieben bis acht Stunden zu ruhen. Alles wird still; nur die dumpfen Tritte des Nachtwächters hallen auf den Straßen wieder. Selbst die meisten Thiere überlassen sich dem Schlafe. Der treue Hofhund aber bewacht das Haus, und vernimmt er ein Geräusch, so kündigt er dies durch lautes Bellen an. Ueber Menschen und Thiere wacht das treue Vaterauge Gottes, bei dem die finstere Nacht wie heller Tag ist.

Zweites Heft:

Die Arbeiten der Mittelstufe.

Nr. 41—80.



I. Erzählungen.

Nr. 41.

Der Erkenntliche.

An einem kalten, stürmischen Wintertage ging ein armer, leichtbekleideter Handwerksbursche, an allen Gliedern vor Frost behebend, durch eine Straße, und bat in allen Häusern um etwas warme Suppe oder ein altes Kleidungsstück; aber überall wurde er schmöde abgewiesen. Betrübt ging er immer weiter. Am Ende der Straße stand ein Haus, in welchem ein Handwerker wohnte; dahin wendete er sich nun und erneuerte mit thränenden Augen seine Bitte. Der mitleidige Mann nahm ihn sogleich mit in die Stube, erquickte ihn mit einigen Tassen Kaffee, schenkte ihm einen noch ziemlich guten Rock und außerdem noch einen Zehrpfennig. Dankend verließ der arme Handwerksbursche seinen Wohlthäter, um sich in dem nahe gelegenen Gasthause auszuruhen. Um Mitternacht aber wurde er durch den Lärm der Feuerglocke geweckt, und er sah, wie aus dem Hause seines Wohlthäters helle Flammen schlugen. Spritzen eilten herbei, und viele Menschen hatten sich um das brennende Haus versammelt, aber keiner wagte es hineinzugehen, um das kleinste Kind des Mannes, welches noch schlief, und noch anderes zu retten. Da kam der Handwerksbursche schnell daher, stürzte sich in das brennende Haus, was ihm um so leichter wurde, da er ein gelernter Schornsteinfeger war, und kam glücklich mit dem Kinde und anderen

Kostbarkeiten heraus. Alle verwunderten sich über diesen Muth und lobten ihn. Der wackere Mann aber sagte: „Der, dem ich jetzt half, hat auch heute Barmherzigkeit an mir erwiesen; ich freue mich, erkenntlich gewesen zu sein“.

Nr. 42.

Sei vorsichtig!

Wenn Hedwig die Treppen auf und ab lief, auf der Straße ging, oder der Mutter in der Küche half, so sah sie nie genug vor sich hin. Sie fiel daher oft hin und zerbrach in der Küche Töpfe und Teller. „Hedwig“, sprach die Mutter oft, „Du wirst Dir durch Deine Unvorsichtigkeit noch großen Schaden zuziehen“. Was die Mutter warnend vorausgesagt, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen.

Eines Tages wurde Hedwig von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um Petersilie zu holen. Sie lief nach ihrer gewöhnlichen hastigen Weise in den Garten hinein. Unvorsichtiger Weise hatte der Gärtner einen Rechen auf dem Wege liegen lassen. Auf diesen trat das Mädchen so heftig, daß der Stiel in die Höhe schlug und des Mädchens Nase gar sehr traf. Blutend und schreiend kam Hedwig nun ohne Petersilie zurück. Die erschrockene Mutter wusch zwar das Blut mit kaltem Wasser ab, aber Hedwig's Nase schwoll heftig an, und sie hatte eine große Beule an der Stirn.

Das schmerzte sie doppelt; denn sie besaß auch noch den Fehler der Eitelkeit. Sie beschloß daher, die Schule so lange zu meiden, bis die Nase sich wieder in ihre vorige Form zurückgezogen haben würde. Dieses machte ihr aber nicht den geringsten Kummer, denn dort warf sie stets Tintenfässer um und machte sich und anderen Tintenflecke in die Kleider. Auch hier sah ihre Eitelkeit hindurch, denn sie wartete mit Sehnsucht der Zeit, wo sie die Schule verlassen werde und das Fräulein spielen könne.

Nr. 43.

Der Zankfüchtige.

O wie schön ist doch die Bedeutung vieler Namen, und wie sonderbar sticht doch oft das Benehmen und der Charakter der Person von der Bedeutung des Namens, den sie trägt, ab. So heißt z. B. Friederike die Friedensreiche, und wie oft ist die Trägerin dieses Namens ganz arm an dem Frieden Gottes, der da höher ist als alle Vernunft. Sophie heißt die Weise, aber niemand ist weniger weise als der, welcher der Zanklust ergeben ist.

Das Letztere war bei Sophie Hamm, der Tochter eines geachteten Bürgers der Stadt Gera, der Fall. Sie lebte mit ihren Geschwistern und Mitschülerinnen stets im Streit. Nührte ihre kleine Schwester nur etwas an, was ihr gehörte, so schimpfte sie gleich, oder schlug wohl gar nach ihr. Brachte sie dieselbe in die Schule, oder holte sie sie aus derselben ab, so konnte ihr das Kind nichts recht machen; denn entweder ging es ihr zu schnell, oder zu langsam, und oft schleppte sie das arme Mädchen unbarmherzig neben sich her, wenn es nicht mit fortkommen konnte. Auch auf der Straße fing sie oft Händel mit Gassenbuben an, wie sie sich überhaupt mehr zu den Knaben hielt als zu ihresgleichen. Da sie hier aber oft starke Gegner fand, so kam sie nicht selten mit einem zerschlagenen Gesicht nach Hause. In der Schule betrug sie sich freilich auch nicht anders, und wurde daher auch hier von allen gemieden. Wie ihr Alter, so nahm auch ihre Zanksucht zu, und auch, als sie aus der Schule war, wollte sich niemand mit ihr abgeben, worüber sie in Schwermuth verfiel und bald darauf starb.

Nr. 44.

Verleumdung und üble Nachrede.

Die Sünde, vor welcher der Prophet Jesaias im 5. Capitel im 20. Vers warnt, ist die Sünde wider das achte Gebot: Ver-

leumdung und üble Nachrede. Obgleich diese Sünde in den meisten Fällen nicht sehr hart von der Obrigkeit geahndet wird, so straft sie Gott doch ebenso gut, wie jede andere Sünde. Am meisten wird dieses Laster von dem weiblichen Geschlechte gehegt und gepflegt, und gar nicht als Sünde betrachtet.

Folgende Geschichte zeigt uns recht deutlich, wie häßlich die Verleumdung jungen Mädchen ansteht. Ein zwar einfaches, aber wohlgesittetes Landmädchen war einst in einer großen Stadt zum Besuch. Einst ward sie zu einer Kaffeervisite eingeladen. Als sie dort war, hörte sie, daß fortwährend über eine gewisse Luise gespottet wurde. Die eine wußte diese, die andere jene Lächerlichkeit von ihr zu erzählen, und so bald eine solche Geschichte beendet war, so brach die junge Lasterbande in ein sicherndes Gelächter aus. Das Landmädchen, welches solche Reden weder in ihrem Hause noch in ihrer Nachbarschaft gehört hatte, fühlte sich ganz beklommen und hielt schon das Anhören dieses faulen Geschwäzes für sündlich. Sie rief daher öfters aus: „Ach Du arme Luise, wüßtest Du, wie unbarmherzig man Dich richtet!“ Plötzlich wurde an die Thür geklopft und ein einfach gekleidetes Mädchen trat mit natürlichem Anstande ein. Alle sprangen auf und begrüßten das junge Mädchen. „Ach es ist recht schön, daß Du kommst“, sprach die eine, „man sollte Dir gar nicht mehr gut sein, Du Böse, weil Du Dich so rar machst“, rief eine andere. So suchte jede ihre Sehnsucht nach ihr und ihre Freude über ihr jetziges Erscheinen darzuthun. Die Eingetretene machte auf unser Landmädchen einen sehr günstigen Eindruck; denn sobald sie eingetreten war, verstummte das vorige Gespräch, und keine wagte in ihrer Anwesenheit das vorher so beliebte Thema über Luise wieder aufzunehmen. Nach einer Viertelstunde mußte sich das junge Mädchen Geschäfte halber entfernen.

Wie erstaunte aber das Landmädchen, als sie hörte, daß die Hinausgegangene dieselbe Luise war, über welche man vorher so gespottet hatte. Nun wurde über das Benehmen des jungen Mädchens während dieser kurzen Anwesenheit und über ihren Anzug gesprochen.

Da dachte das Landmädchen bei sich: „Gott behüte mich vor Eurer Freundschaft und Feindschaft“.

So geht es in der Welt. Was sollen aber wir thun? Siehe auf Dich selbst, daß Du nicht auch versucht werdest.

Mr. 45.

Der Gottlose bebet sein Lebelang.

Ein Juwelier in Holland machte einst eine Geschäftsreise und hatte daher viele kostbare Juwelen bei sich. Sein einziger Begleiter war ein Diener, den er aufgezogen und der sein ganzes Vertrauen besaß. Als sie nun so allein dahinreisten, überkam den Bedienten der Gedanke, seinen Herrn zu ermorden und sich dessen Schätze zuzueignen. Es bot sich ihm bald eine Gelegenheit dar, diesen schändlichen Voratz auszuführen, und er benutzte sie. Als er den grausamen Mord begangen hatte, warf er die Leiche in das Wasser. Allein mit ihr konnte er seine Schuld nicht vertilgen. Er hatte jetzt vergessen, daß, wenn auch kein Mensch ihn gesehen hatte, doch Gott zugegen war, und einst sollte er daran erinnert werden.

Er begab sich jetzt mit seinem Raub nach England und ließ sich dort in einer kleinen Stadt nieder, wo er sich vor den etwaigen Nachstellungen des Gerichts sicher glaubte. Hier lebte er nun äußerlich ehrbar und war auch fleißig in seinem Berufe. Das gewann ihm das Zutrauen und die Achtung seiner Mitbürger. Auch lernte er hier die Tochter einer sehr angesehenen Familie kennen, nach deren Verbindung mit ihm das Ansehen, das er bereits genoß, sich noch steigerte. Endlich wurde er sogar zum Bürgermeister der Stadt gewählt.

Bis hierher hatte er sein Gewissen betäubt und beschwichtigt, so gut es ihm gelang; aber es sollte die Stunde kommen, da es erwachte und ihn dazu trieb, sich selbst dem Nacheschwert der Obrigkeit zu übergeben. Einst erschien nämlich ein Diener vor Gericht,

der seinen Herrn ermordet haben sollte und der That auch geständig war. Der Rath versammelte sich und verurtheilte ihn zum Tode. Man erwartete nur noch die Bestätigung des Urtheils vom Bürgermeister. Statt dessen blieb aber der Bürgermeister auf seinem Platze sitzen, schwieg, wechselte die Farbe und fing an zu zittern. Endlich aber stand er auf, stellte sich neben den Angeklagten und redete die über das sonderbare Benehmen des Bürgermeisters ganz erstaunte Rathsherren folgendermaßen an: „Gott ist ein gerechter Richter. Ich bin ein größerer Verbrecher als dieser, nachdem ich meine Schandthat dreißig Jahre lang verborgen hatte. Ich habe meinen Herrn, meinen Wohlthäter schändlich ermordet. Meine Stunde ist gekommen. Ich begehre mein Recht, spricht nur mein Todesurtheil“. Man untersuchte die Sache und fand die Anklage des Bürgermeisters wahr. Daher erfüllte man die Bitte des Unglücklichen und fällte das Todesurtheil über ihn. Er erlitt den Tod mit einem reinigen, bußfertigen Herzen.

Nr. 46.

Immer verthun und nichts erwerben.

„Möchte nur wissen, Nachbar, wie Ihr es anfangt, daß Euer Hauswesen stets in so gutem Stande ist. Wir lassen es uns doch auch sauer werden und arbeiten tüchtig mit, wenn's an den Mann geht, und doch will es nicht vom Fleck. Ich sehe doch nichts besonderes an Euch und dem, was in Eurem Hause vorgeht“. — „Ich wüßte nicht, was daran schuld sein sollte, es müßten denn gerade meine drei Hausrätthe sein“, antwortete der Nachbar. „Eure drei Hausrätthe, wer sind denn die?“ — „Nun der Haushahn, die Hauskatze und der Hund“. — „Ach geht, Ihr spaßt“. — „Nein nein, ich spaße nicht, sondern es ist mein wirklicher Ernst; denn seht: Frühmorgens wenn der Tag graut, erhebt der Haushahn

seine Stimme und ruft: Aufgestanden! Dann kommt die Hauskatz, setzt sich unter den Ofen, putzt sich und ruft: Aufgeputzt! Der Hund endlich beobachtet den Ein- und Ausgang des Hauses, kennt Freund und Feind und läßt keine Unberufenen in das Haus. Das heißt: Aufgepaßt!“ — „Aha, jetzt verstehe ich erst, was Ihr sagen wolltet, nämlich, daß drei Dinge nöthig sind, um ein Hauswesen empor zu bringen und in gutem Stande zu erhalten, nämlich: Fleiß, Reinlichkeit und Achtsamkeit“. — „Wenn Ihr es so verstehen wollt, so ist es mir auch recht, aber ich lobe mir dort meine drei Hausrätthe, denn sie erinnern mich an das, was ich zu thun habe, sonst könnte ich es leicht vergessen“.

So geht es in der Welt. Ein jeder möchte wohl reich werden, aber nicht arbeiten, und sich nicht anstrengen.

So ging es auch einst einer Frau, welche ein sehr hübsches Gut besaß. Aber sie sah mit Schrecken, daß ihr Vermögen jährlich abnahm. Da ging sie zu einem alten weisen Manne und erzählte ihm ihr Unglück, indem sie ihn zugleich um ein Mittel gegen dasselbe bat. Da gab ihr der Greis ein versiegeltes Kästlein und sprach: „Tragt dieses Kästlein ein Jahr lang dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht in Eurem ganzen Hause herum, und Ihr sollt sehen, daß sich Eure Umstände bessern werden“. Die Hausfrau trug nun ihr Kästchen fleißig umher. Als sie in die Stallungen kam, fand sie die Röhre und Pferde vernachlässigt; in der Küche fand sie spät abends die Mägde, welche sich noch auf Kosten der Herrschaft ein Mahl zubereitet hatten. So hatte sie immer zu thun und traf immer auf mehr Fehler und Veruntreuungen, welche sich die Dienstboten hatten zu Schulden kommen lassen. Sie stellte alle diese Fehler ab und dadurch verbesserten sich ihre Umstände zusehends, so daß sie nach einem Jahre zu dem alten Manne, der ihr das Kästchen geliehen hatte, sagen konnte: „Alles geht jetzt gut“, und ihn bat, ihr das Kästchen noch einige Zeit zu lassen. Aber der Mann sprach: „Das Kästchen lasse ich Euch nicht, wohl aber das Mittel, das darin verborgen ist“. Mit diesen Worten öffnete er das Kästchen und siehe da, sein Inhalt

bestand in zwei Stückchen weißem Papier, welche den Schlüssel zum Wohlstande enthielten. Auf dem ersten stand:

Soll alles wohl in Deinem Hause stehn,
So mußt Du selber wohl nachsehn; —

auf dem andern stand:

Deine eigne Hand Dich nähren soll,
Dann hast Du genug und geht Dir wohl.

Nr. 47.

Die vier Jahreszeiten.

An einem Wintertage hatte Ernst einen Schneemann gemacht, über welchen er sich sehr freute, und er sprach: „Ach wenn es doch immer Winter bliebe!“ Diesen Wunsch hatte der Vater gehört und ihn auf seine Schreibtafel geschrieben. Jetzt kam der Frühling. Ernst ging mit seinem Vater in den Garten, um zu arbeiten. Als sie eingetreten waren, sahen sie viele schöne Blumen auf den Beeten, als Hyacinthen, Aurikel, Schneeglöckchen, Narcessen und Veilchen. Ernst war über die schönen Blumen so entzückt, daß er ausrief: „Ach wenn es nur immer Frühling bliebe!“ — Auch diesen Wunsch schrieb der Vater auf.

Der Frühling verging, und der Sommer begann. Seine Eltern machten ihm ein Vergnügen und gingen mit ihm und seinen Gespielern in das nächste Dorf, wo sie sich in eine Laube setzten, durch welche die Sonnenstrahlen nicht dringen konnten. Dort tranken sie Milch und aßen später auch Obst. Als Ernst am Abend mit seinen Eltern zurückging und die schönen grünen Saaten sah, sagte er: „Ach wenn es doch immer Sommer bliebe!“ — Auch diesen Wunsch schrieb der Vater auf seine Schreibtafel.

Jetzt kam der Herbst. Ernst brachte mit seinen Eltern einige Tage auf einem Weinberge zu. Es war nicht mehr so warm wie im Sommer, doch war der Himmel heiter. Die Weintrauben waren

reif, was für Ernst eine Freude war, da er so gern Obst aß. „Die schöne Zeit wird bald vorbei sein“, sagte der Vater; „denn bald wird der Winter kommen und den Herbst vertreiben“. „Ach“, sagte Ernst, „wenn nur der Winter wegbliebe und es immer Herbst wäre!“

Da sagte sein Vater zu ihm: „Wünschtest Du wirklich, daß es immer Herbst bliebe?“ und Ernst antwortete: „Ja!“ — „Aber“, sagte der Vater weiter, indem er die Schreibtafel hervorzog, „was steht denn hier geschrieben?“ Ernst las: Ernst wollte, daß es immer Winter bliebe! Ernst möchte, daß es immer Frühling wäre! Ernst wollte, daß es immer Sommer wäre! „Das ist doch merkwürdig“, erwiderte der Vater. „Im Winter möchtest Du, daß es immer Winter, im Frühling, daß es immer Frühling, im Sommer, daß es immer Sommer, und im Herbst, daß es immer Herbst bliebe. Was folgt daraus?“ — „Daß alle Jahreszeiten gut sind“, sagte Ernst. „Ja“, sagte der Vater, „es ist doch gut, daß Gott alles regiert und die Menschen nicht regieren läßt; denn hätte es im vorigen Winter von Dir abgehungen, so hätten wir keinen Frühling, Sommer und Herbst gehabt. Wohl uns, daß wir es nicht zu bestimmen haben, wie es in der Welt sein soll!“

Nr. 48.

Keinlichkeit.

Salomo spricht in seinen Sprüchen: „Gehe hin zur Ameise, Du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne!“ Er weist uns also auf die unvernünftige Ameise hin, von der wir etwas lernen sollen. Wir können aber auch noch von vielen anderen Thieren etwas Gutes lernen, wie folgende Erzählung lehrt.

Anna war ein recht unordentliches und unreinliches Mädchen. Hatte sie heute ein neues Kleid angezogen, so war es morgen gewiß schon beschmutzt oder gar zerrissen; denn sie wischte ihre schmutzigen

Hände daran, und ging sie auf der Straße, so trat sie mit ihren Strümpfen und Schuhen in den stärksten Koth hinein.

Eines Tages ging sie mit ihrer Mutter spazieren. Es hatte einige Tage vorher stark geregnet, und hie und da war es auch noch sehr feucht; aber wer sich nicht vorsah, war Anna. Ihr Weg führte sie über einen Bach, und als sie eben über die Brücke gehen wollten, sah die Mutter eine Taube kommen, welche an dem Bache trinken wollte. „Bleib' einmal stehen, Anna“, sagte die Mutter, „und passe auf, die Taube will trinken“. Die Ufer aber waren noch sehr schmutzig, daher ging die Taube ganz behutsam auf den Steinen, bis sie das Wasser erreichen und trinken konnte. Da fragte die Mutter: „Anna, weißt Du denn, warum die Taube sich so in acht nahm und immer auf den Steinen ging?“ — „Das weiß ich wohl“, entgegnete Anna, „damit sie sich nicht beschmutzt“. — „Also ist die Taube verständiger als Du“, sagte die Mutter, „denn sieh' nur Dein Kleid, Deine Schuhe und Strümpfe an, wie sie schmutzig sind, und die Taube ist so schön rein, Du mußt Dich ja vor ihr schämen!“ Anna versprach der Mutter, künftighin reinlicher und behutsamer zu sein und sagte: „Du wirst sehen, daß ich Wort halte“.

Nr. 49.

Der grüne Zweig.

August war ein ungehorsamer, unfolgsamer Knabe, wie es deren so viele gibt. Seine Eltern, welche freilich zu schwach waren und ihm vieles erlaubten, betrübtete er oft mit seinen Unarten; und ermahnte jemand zum Guten, so spottete er darüber.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester, einem wohlherzogen, süßsamen Mädchen, welche gerade das Gegentheil von ihm war, in den Garten. Dort verübte er nach seiner Art und Weise allerlei Unarten, sprang über die Beete, trat dabei auf Blumen und Sträucher und tödtete kleine unschuldige Käfer. Aber er that dies

nur, um von seiner Schwester gesehen und für seine Künste gelobt zu werden; wäre er allein gewesen und von niemanden beobachtet worden, so hätte er vielleicht diese Unarten nicht gethan. Seine Schwester aber fand daran gar kein Vergnügen, ward vielmehr ganz entrüstet, tadelte ihn und sprach: „Denke an mich und an das, was Dir der Vater oft sagte, Du wirst auf keinen grünen Zweig kommen“. Um seiner Schwester aber zu beweisen, daß ihre Worte nicht wahr wären, kletterte er auf einen großen Birnbaum, schaukelte sich auf einem Aste und schrie herunter zu seiner Schwester: „Sagtest Du nicht, ich käme auf keinen grünen Zweig, und sieh', nun bin ich sogar auf einem grünen Aste!“ Während er diese Worte sprach, schaukelte er sich auf dem Aste hin und her, welcher, wenn er ruhig geseßen, vielleicht nicht gebrochen wäre, jetzt aber mit einem Krach zersplitterte, wobei August herunter fiel und ein Bein brach.

Mit guten Lehren Kurzweil treiben,
Wird niemals ungestraft bleiben.

Nr. 50.

Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Unsere Muttersprache ist reich an Sprichwörtern. Diese Sprichwörter dienen zur Belehrung und Warnung; ebenso auch das Sprichwort: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“. Gott hat die Menschen zur Arbeit bestimmt, nicht aber zum Nichtsthum. Ein Müßiggänger ist in den Augen eines rechtlichen, arbeitsamen Mannes nicht geachtet und geliebt; denn aus einem Müßiggänger wird ein Sünder. Da er nichts Ordentliches arbeitet, so treibt ihn die Langeweile zu allerlei bösen Gedanken und Handlungen.

Ein solches müßiges, arbeitscheues Mädchen war Sophie. Sie ging oft ganze Tage lang nicht in die Schule, und kam sie einmal, so wurde sie durch ihre Faulheit und Lieberlichkeit immer der Verdruß des Lehrers. Auch die Schülerinnen hatten Sophien nicht lieb,

denn wo sie eine oder die andere verklagen, ihre Hefte beschmutzen und ihre Bücher verstecken konnte, that sie es. Machte sie einmal ihre Schulaufgaben, so arbeitete sie dieselben so leichtsinnig, daß der Lehrer unmöglich mit ihnen zufrieden sein konnte. Kurz, sie war ein leichtsinniges, nachlässiges Mädchen, und der Lehrer war froh, als sie aus der Schule kam. Und da Sophie sich auch freute, die Schule verlassen zu können, so war beiden ein großer Gefallen gethan.

So wie sie in der Schule gewesen, so war Sophie jetzt auch im Hause. Früh schlief sie bis in den hellen Tag hinein, und die Mutter hatte viele Mühe, sie zum Aufstehen zu veranlassen. Ihr Anzug war immer schmutzig und zerrissen, denn sie nähte nichts für sich. Fragte die Mutter, ob sie nichts zu arbeiten habe, so verneinte sie es immer. Es kamen auch sehr oft Klagen von Seiten der Nachbarn an die Eltern; denn bald hatte sie eine Fenster Scheibe zerbrochen, bald sonst etwas beschädigt. Die betrübten Eltern ermahnten sie oft ernstlich über ihren Müßiggang und seine Folgen, aber Sophie hörte nicht.

Wie ganz anders war dagegen Marie, das Bild eines fleißigen Mädchens. Früh stand sie auf, kleidete sich an, nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatte, und bestrebte sich, ihre Mutter bei den Morgenverrichtungen zu unterstützen. In der Schule war sie eine der besten Schülerinnen, ihre Bücher waren, wie ihre Kleider, stets reinlich und in bester Ordnung, weshalb sie nicht allein von dem Lehrer, sondern auch von ihren Mitschülerinnen oft ausgezeichnet und immer geliebt wurde. Nie war sie unbeschäftigt, sie wußte jeden Augenblick nützlich anzuwenden. Waren ihre Schularbeiten beendet, so fragte sie ihre Eltern um weitere Beschäftigung, daher ihre Gedanken, durch fortwährende Thätigkeit in Anspruch genommen, rein blieben und nicht auf Abwege gerathen konnten.

Das sind die Folgen des Müßigganges und des Fleißes. Darum wollen wir uns ernstlich bemühen, den Müßiggang zu meiden, dagegen dem Fleiße nachzustreben.

II. Briefe.

Nr. 51.

Eine kranke Schülerin bittet eine ihrer Freundinnen um Mittheilung der während ihrer Abwesenheit in der Schule gegebenen Aufgaben.

Liebes Gretchen!

Du wirst Dich wundern, anstatt des erwarteten Besuchs einen Brief von mir zu erhalten. Du wirst Dir aber auch sogleich denken, daß mich etwas Außergewöhnliches hindert, Dich zu besuchen. So ist es auch; denn eine Krankheit, die ich mir durch eine Erkältung zugezogen habe, fesselt mich an das Zimmer. Heute geht es mir etwas besser als vor ein paar Tagen, da ich das Bett hüten mußte. Aber die Zeit wird mir nun auch sehr lang, und ich möchte auch nicht gern hinter meinen Mitschülerinnen zurückbleiben; deshalb bitte ich Dich, mir die Aufgaben, welche Euch der Lehrer gegeben hat, schriftlich, oder — was mir noch lieber wäre — mündlich mitzutheilen.

Lebe wohl und vergiß nicht die Bitte

Magdeburg,
den 12. Mai 18—.

Deiner
franken Freundin
Alma Seegel.

Nr. 52.

Agathe gratulirt ihrem Vater zum Geburtstage.

Lieber Vater!

Heute ist Dein Geburtstag, der mir stets ein Tag der Freude war, und den wir stets so fröhlich feierten, wiedergekehrt. Und zwar

ist es heute das erste mal, daß ich gezwungen bin, Dir nicht wie sonst fröhlich entgegen zu hüpfen und meinen kindlichen aufrichtigen Glückwunsch zuzurufen, sondern Dir nur schriftlich zu gratuliren.

Ich flehe täglich zu Gott für Dein geistliches wie leibliches Wohl und füge meinem heutigen Gebete die Bitte hinzu: Gott möge Dich, so es ihm gefällt, diesen Tag noch oft gesund und heiter im Kreise der Deinigen erleben lassen, mir aber möge er Kraft geben, daß ich Dir durch Folgsamkeit und Fleiß in und außer der Schule recht viele Freude mache; denn nur auf diese Weise vermag ich Dir für alles das Gute, das Du mir von meiner frühesten Kindheit an erwiesen hast, zu danken.

Doch wie vermöchte ich Dir die Gedanken und Wünsche zu schildern, die mich an dem heutigen Tage erfüllen? Ich schliesse daher jetzt meinen Brief in der Hoffnung, daß Du ihn nicht verschmähst.

Lebe wohl und behalte lieb

Deine

Dich herzlich liebende Tochter

Agathe.

Leipzig,
den 15. Juli 18—.

Mr. 53.

Karoline tröstet ihre Freundin Johanna über die Krankheit
ihrer Mutter.

Liebe Johanna!

Wie ich mit der innigsten Theilnahme gehört habe, ist Deine gute Mutter krank. Alle diejenigen, welche die Gute kennen, werden sie gewiß von Herzen bedauern. Aber ich bedaure nicht nur die Kranke selbst, sondern auch Dich, als ihre Tochter, die ihr treffliches Herz ganz kennt. Ich kann mir vorstellen, wie sehr Dich der Zustand Deiner lieben Mutter betrübt, welche Befürchtungen und Gedanken Dich erfüllen. Dieser Schmerz ist ein gerechter Schmerz, und ich

will nicht etwa die Thränen, die Du vergießest, trocken, sondern Dich nur als Freundin ermahnen, Dich dem Kummer nicht allzusehr hinzugeben. Wenn Du recht fleißig für sie betest und die Hoffnung auf Besserung nicht aufgibst, so nützt es Dir mehr, als wenn Du Dich an Menschen wendest. Denn oft, wenn Menschen Rath und Hülfe unnütz waren, und man an kein Aufkommen mehr dachte, so erhörte Gott das Gebet eines Frommen und ließ den Menschen, der scheinbar nur noch einen Schritt zum Grabe zu thun hatte, gesund werden und noch lange leben. Uebrigens ist ja Deine gute Mutter gar nicht so gefährlich krank, und schon darum darfst Du nicht das Schlimmste befürchten.

Darum tröste Dich, theure Johanna, und grüße Deine liebe Mutter von mir. Ich werde nächstens im Auftrage meiner Eltern Euch besuchen. Dann hofft Euch alle gesund und munter anzutreffen

Gohlis,
den 8. November 18—.

Deine Freundin
Karoline Zeitg.

Nr. 54.

Marie bittet ihre entfernte Freundin Anna, sie in den Hundstagsferien zu besuchen.

Liebe Anna!

Die Pfingstferien sind kaum vorüber, so denke ich schon an die Hundstagsferien. Da nun Deine Ferien mit den meinigen zu gleicher Zeit fallen, so bitte ich Dich, mich während derselben mit Deinen lieben Besuche zu erfreuen, was Deine guten Eltern gewiß erlauben werden. Dein Besuch in unsrer Stadt wird auch insofern für Dich Interesse haben, als Du Gegenstände sehen wirst, die ein kleiner Ort, wie Röda, nicht bieten kann; es wird mir deshalb ein Vergnügen sein, Dich möglichst überall umherzuführen. Namentlich

ist Leipzig in letzter Zeit sehr verschönert worden, z. B. durch neue Promenaden, Anlagen und durch den Bau eines Museums. Das letztere, ein schönes Gebäude, mitten in der Promenade gelegen, enthält sehr werthvolle und schöne Gemälde, die wir jedenfalls in Augenschein nehmen würden. Die Umgegend Leipzigs hat zwar nicht so schöne Berge wie die Deinige, aber sie hat schöne Waldungen und viele freundliche Dörfer, wie Gohlis, wo Schiller wohnte, Lindenau, Connewitz und Stötteritz. Ferner hat die Umgegend Denkmäler aufzuweisen, welche uns an die Schlacht bei Leipzig erinnern, so der Napoleonstein hinter dem sogenannten Thonberge und das Denkmal des Fürsten Schwarzenberg, bei dem Dorfe Propstheida.

Liebe Anna, ich bitte Dich nochmals, wenn es Dir möglich ist, ja zu kommen, und mir in Deiner baldigen Antwort zu sagen, wann und mit welchem Zuge Du dann kommen würdest, damit ich Dich am Bahnhofe erwarten kann.

Run lebe wohl, ich verbleibe bis auf Wiedersehen

Deine

Leipzig,
den 12. Juni 18—.

Dich liebende Freundin
Marie Blau.

Nr. 55.

Agathe beschreibt ihrer Freundin Melanie ihre verlebten
Weihnachtsferien.

Liebe Melanie!

Längst schon hatte ich mir vorgenommen, Deine Bitte um einen Brief zu erfüllen. Aber es fehlte mir, wenn auch nicht an Stoff, so doch an Gelegenheit zur Absendung eines Briefes. Jetzt aber ist eine herrliche Zeit, die Weihnachtszeit, angebrochen, in der mir nichts zur Erfüllung meines Versprechens fehlt, welches ich nun auch halten will.

Unsere Schulstunden wurden auch dieses Jahr mit einer Feier im Betsaale geschlossen. Auch diesmal wurde das Gräfe'sche Legat an zwei Schüler und zwei Schülerinnen unserer Schule, welche sich durch Fleiß und gutes Betragen ausgezeichnet haben, ausgetheilt.

Zwischen dem Schluß der Schule und den Feiertagen liegt nur der heilige Abend. Jetzt brach der erste Feiertag an. Früh wurde bescheert, wobei ich von meinen Eltern sehr reichlich beschenkt wurde. Von den vielen Gaben will ich nur erwähnen ein schönes Kleid, einen Hut, einen Federkasten, Mozart's Sonaten, zwei Lesebücher u. s. w. Ich überreichte meinen Eltern mehrere selbstgefertigte Arbeiten, z. B. eine Schlummerrolle, ein Paar gestickte Schuhe u. s. w. Da wir durch schlechtes Wetter am Ausgehen behindert waren, so mußte ich den ganzen Tag in der Stube zubringen, und ebenso ging es auch am zweiten Festtage. Am Sonntage nach Weihnachten aber besuchte ich eine Freundin, und die übrige Zeit werde ich mit Fertigung der zum kleinen Theil noch zu machenden Schularbeiten ausfüllen. Den zweiten Januar beginnen die Lehrstunden wieder.

Ich wünsche Dir und Deinen lieben Eltern ein gesundes, glückliches Neujahr, und ich würde mich sehr freuen, wenn Du mir in Deinem nächsten Briefe auch eine Beschreibung Deiner verlebten Weihnachtsferien schicktest.

Ich verbleibe auch im Neuen Jahre

Leipzig,

d. 31. December 18—.

Deine treue Freundin

Agathe Salm.

Nr. 56.

Marie ladet ihre Freundin Therese zur Christbescheerung ein.

Liebe Therese!

Mit jedem Tage und mit jeder Stunde rückt das liebe Weihnachtsfest heran, denn Sonntag über acht Tage ist schon der erste

Adventsſonntag, und dann haben wir nur noch vier Wochen bis Weihnachten. Dieſes Feſt iſt doch das ſchönſte im ganzen Jahre und jedermann freut ſich ſchon lange vorher darauf; denn an dieſem Tage hat ſich die Liebe unsres Gottes zu uns ſündhaften Menſchen am deutlichſten offenbart, indem er uns ſeinen eingebornen Sohn gegeben hat. Auch erfreuen an dieſem Tage die guten Eltern ihre Kinder mit hübschen Geſchenken; ebenſo beſtreben ſich die Kinder, ihren Eltern mit einer Gabe, von eigener Hand gefertigt, eine Freude zu machen. Alle arbeiten und ſchaffen vor Weihnachten, denn jeder will dem andern eine Ueberräſchung bereiten.

Und nun, liebe Thereſe, komme ich zu dem eigentlichen Zweck meines Schreibens, nämlich Dich zu erſuchen, das Feſt dieſmal in unſerer Mitte zu verleben. Du würdeſt uns mit Deinem lieben Beſuche dieſes Feſt vielfach verherrlichen und verſchönern, denn meine Eltern und Geſchwifter freuen ſich, Dich wieder einmal zu ſehen und laſſen Dich herzlich bitten, doch ja zu kommen, zumal wir auch wiſſen, daß Dir durch den frühzeitigen Verluſt Deiner guten Eltern alle Gelegenheit fehlt, das ſchöne Feſt im eigenen Familienkreiſe feiern zu können. Deine lieben Verwandten werden Dir gewiß erlauben zu uns zu kommen, daher ich Dich nochmals im Namen meiner Eltern bitte, mir meinen Wuſch zu erfüllen.

In der Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen drücke ich Dir im Geiſte die Hand und verbleibe

Leipzig,
den 22. November 18—.

Deine
Dich liebende Freundin
Marie Schwarz.

Nr. 57.

Eine Schülerin bittet im Auftrage der ganzen Classe den Lehrer,
mit dieser einen Spaziergang zu unternehmen.

Sehr geehrter Herr Lehrer!

Noch immer erinnern wir uns mit Freuden an den schönen Spaziergang nach Ehrenberg, welchen Sie beim Beginn des Sommers mit uns unternahmen, und der uns so viel Vergnügen bereitete. Aber unsere Freude wurde noch erhöht, als Sie uns versprachen, im Laufe dieses Sommers einen ähnlichen Spaziergang zu veranstalten, wenn wir fleißig und aufmerksam wären. Wir haben uns bemüht, Ihre Zufriedenheit zu erlangen, was uns zwar nicht ganz gelungen ist, doch bitten wir Sie, unsern guten Willen für die That anzusehen und uns die Erfüllung der früheren Zusage zu gewähren. In allgemeiner Uebereinstimmung möchten wir gern den Ort Schleußig zum Ziele des Spaziergangs wählen, denn er ist nicht zu weit von der Stadt entfernt, und dann führt ein schöner Weg dahin. Auch ist daselbst ein großer schöner Garten, und, im Falle schlechtes Wetter eintritt, sind leichter Wagen zu bekommen, als an manchen anderen Orten.

Wir versprechen Ihnen alle, während des Spaziergangs in jeder Beziehung artige und gehorsame Schülerinnen zu sein.

Mit der Bitte, daß Sie unseren Wunsch erfüllen möchten, verbleibe ich im Namen der ganzen Classe

Leipzig,
den 12. August 18—.

Ihre
dankbare Schülerin
Minna Säuße.

Nr. 58.

Clara nimmt Gelegenheit, wieder einmal an ihre Freundin zu schreiben, und theilt derselben ihre Erlebnisse seit dem letzten Briefe mit.

Liebe Fanny!

Du wirst gewiß denken, daß ich Dich vernachlässige, weil ich Dir so lange nicht geschrieben habe, aber ich wußte wirklich nicht, was ich Dir hätte schreiben sollen, da bei mir weiter nichts, was von Bedeutung für Dich wäre, vorgefallen ist, um es Dir mitzutheilen. Aber damit unser Briefwechsel nicht ganz in Stockung gerathe, theile ich Dir hiermit das Wichtigste der letzten Monate mit.

Am 29. September endete unser erstes Schulhalbjahr mit der Vertheilung der Censuren. Wir waren an diesem Tage in unserem Classenzimmer versammelt und erwarteten mit Ungeduld, bis die erste Classe der Mädchen, welche ihre Censuren vor uns erhielten, aus dem Besaale kamen. Endlich kamen sie, und aus den fröhlichen Gesichtern der meisten war zu schließen, daß sie mit ihren Censuren zufrieden waren. Aber wie werden unsere Censuren ausfallen? Mit dieser Frage traten wir in den Saal ein. Hier begann der Herr Director, nach einer kleinen Ansprache, mit dem Austheilen der Censuren. Unser Lehrer war gegen uns gütig gewesen, indem er uns recht gute Censuren gegeben hatte, worüber wir uns sehr freuten.

Nun hatten wir acht Tage Ferien. Letztere vergingen bei mir recht still, weil fast immer unfreundliches kaltes Wetter war, so daß man sich im Freien nicht vergnügen konnte. Ich sehnte mich bald wieder nach der Schule und freute mich, als der Tag kam, an welchem sie begann.

Bëzt ist hier Michaelismesse, und allenthalben sind Buden zu sehen. Auf den Straßen entwickelt sich große Thätigkeit und reges Treiben, so daß oft das Gehen beschwerlich wird.

Ich schließe mit der Bitte, mich recht bald mit einem Briefchen zu erfreuen. Bis dahin verbleibe ich wie immer

Leipzig,
den 11. October 18—.

Deine
Dich liebende Freundin
Clara Peters.

III. Beschreibungen.

Nr. 59.

Die Eintheilung des Weltmeeres.

In der Geographie unterscheidet man fünf Hauptmeere. Diese sind: das nördliche und das südliche Eismeer, der atlantische Ocean, der indische Ocean und das stille Weltmeer oder der große Ocean. Diese fünf Theile bilden ein großes zusammenhängendes Ganzes; das feste Land oder der Continent aber wird von demselben auf allen Seiten umspült. Man hat daher auch an diese große Gesamtmasse des Wassers zu denken, wenn von der See oder dem Ocean im allgemeinen die Rede ist. Ein Seeschiff z. B. heißt ein solches, das groß und stark genug ist, um die verschiedenen Theile des Weltmeeres zu befahren; oder ein Seemann ist derjenige, der auf einem Theile oder allen Theilen des Weltmeeres Schiffsdienste geleistet hat. Von den genannten fünf Haupttheilen des Weltmeeres hat ein jeder wieder viele Unterabtheilungen, die ihre besonderen Namen haben. Jeder bildet z. B. an den Küsten des Landes, die er bespült, eine Menge von Meerbusen, Buchten und Baien. Ja von jedem Zweigen sich hie und da auch größere Stücke ab, die man ebenfalls Meer nennt, wie das mittelländische Meer, das schwarze Meer, das weiße Meer u. s. w.

Nr. 60.

Das Gold.

Bis jetzt kennt man dreiundvierzig verschiedene Metalle; von diesen findet man aber am häufigsten folgende neun: Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Zink, Gold, Silber, Platina und Quecksilber. Das edelste und kostbarste unter ihnen, wie überhaupt unter allen Metallen, ist das Gold. Es ist gelblich von Farbe und zeichnet sich nicht bloß durch seinen prächtigen Glanz aus, sondern seine Dehnbarkeit ist auch größer, als die irgend eines anderen Metalles. Einen Ducaten kann man so fein hämmern, daß sich ein Reiter sammt dem Pferde damit übergolden ließe. In der Luft und im Wasser ist es beständig, und der Rost greift es nicht an; im Feuer schmilzt es, ohne irgend einen Verlust zu erleiden, läßt sich aber zum Guß in Formen nicht gebrauchen, da es sich geschmolzen stark ausdehnt und beim Erkalten sich verhältnißmäßig wieder zusammenzieht. Man gewinnt das Gold meistens durch Waschen aus dem Sande der Flüsse und des aufgeschwemmten Landes. Es kommt gewöhnlich nur in ganz feinen Körnchen, dem sogenannten Goldstaube, vor; in Südamerika und Australien aber sind oftmals auch schon größere Klumpen Goldes gefunden worden.

Nr. 61.

Die Gaben des Herbstes.

Welch eine Lust ist es, im Herbst zwischen die schwerbeladenen Aeste der Obstbäume hinaufzusteigen und die saftigen Früchte zu pflücken oder sie herabzuschütteln, daß sie wie ein dichter Regen auf den Rasen fallen! Aber die Gaben des Herbstes beschränken sich nicht auf die Fülle des köstlichen Obstes, das von allen Bäumen schimmert. Er bringt uns vielmehr noch eine Menge anderer Gaben, und alle lebendige Geschöpfe werden von ihm mit Nahrung

reichlich versorgt. Namentlich bringt uns der Herbst auch die Kartoffeln, dieses Brot der Armen, das aber selbst für die Reichen oftmals zum Vorkerbissen wird. Ja die herrlichste Frucht, der Wein, von welchem die heilige Schrift selbst sagt, daß er des Menschen Herz erfreue, ist ja auch ein Geschenk des Herbstes. Darum ist es billig, auch dem Herbst seine Ehre zu geben. Denn weungleich er den Schönheiten des Jahres ein Ende macht, und zuletzt Bäume und Sträucher entblättert, so hat man dennoch vollkommen recht, auf ihn, seiner trefflichen Gaben wegen, das Sprichwort anzuwenden: „Ende gut, alles gut!“

Nr. 62.

Der Meeresgrund.

Bei großen Erdbeben ist es schon mehrfach vorgekommen, daß das Meer von den Küsten meilenweit zurücktrat, und daß man also einen Theil von dem Meeresgrunde überblicken konnte. Da hat der Augenschein dasselbe gezeigt, was die Messungen der Meerestiefe ergeben haben. Der Grund des Meeres hat nämlich eben dieselbe Beschaffenheit, wie das Land. Er besteht also aus Ebenen, Bergen, Klippen und Thälern, und es ist deswegen auch die Tiefe des Meeres sehr verschieden. Die Ostsee hat z. B. eine Tiefe von 300 Fuß, während die Nordsee schon 1200 Fuß und das mittelländische Meer 9000 Fuß tief ist. Vielfältige Untersuchungen haben ergeben, daß die größte Tiefe des Meeres ungefähr eine Meile beträgt. Wo das Wasser für Schiffe zu seicht ist, da hat man sogenannte *Untiefen*. *Strudel* aber heißen die trichterförmigen Drehungen des Wassers, welche hie und da so gewaltig sind, daß die in sie gerathenden Schiffe untergehen.

Nr. 63.

Die Gebirge auf der Erdoberfläche.

Große Gebirge werden in der Regel von zwei anderen, die sie nach allen Richtungen hin begleiten, auf jeder Seite eingeschlossen. Man kommt daher bei großen Gebirgen zuerst an die sogenannten Vorberge, welche nur liebliche Hügelketten und sanft sich erhebende Bergreihen bilden. Hinter diesen erhebt sich, schon bedeutend höher und steiler, das sogenannte Mittelgebirge und nach diesem erst erreicht man das eigentliche Hauptgebirge oder Hochgebirge, das mit seinen nackten, oft mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Felsengipfeln weit über die beiden anderen emporragt. Der Kern desselben besteht meistens aus Granit, dem festesten Stein, und wird auch das Urgebirge genannt, während die Vorberge und das Mittelgebirge, welche durch Wasser oder Feuer entstanden sind, aufgesetzt oder Flözgebirge heißen. Die höchsten Gebirge sind in Asien, wo unter anderen der *Dhawalagiri* und der noch höhere *Kinchin-Lunga* sich über 26000 Fuß und der neuerlich entdeckte *Mount Everest* sich gegen 27000 Fuß hoch über das Meer erhebt. In Amerika erreicht der *Chimborazo* eine Höhe von über 20000 Fuß, dagegen der *Aconcagua* in Chile eine solche von 21600 Fuß.

Nr. 34.

Die Gärten zur Sommerzeit.

Welch einen schönen, reizenden Anblick gewährt uns ein Garten zur Sommerzeit! Da stehen die verschiedenfarbigen festgeschlossenen Salathäupter eng an einander gereiht und bilden neben den weithin rankenden, blühenden Gurken einen wesentlichen Schmuck der Beete. Dort prangen viele Blumen, Rosen und Lilien, Levkoien und Nelken, Georginen und Astern, Malven und Mohnen in ihren

glänzenden Farben, und viele von ihnen geben den angenehmsten Duft. Am Weinstock sind die kräftigen schlanken Reben hoch emporgeschossen und mit jungen Trauben dicht besetzt. Die Zweige der Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume sind von schönen köstlichen Früchten geschmückt und laden zu einer baldigen Ernte ein. Da hier am Geländer leuchten schon die reifenden, goldgelben Aprikosen aus dem grünen Laube hervor. Ueberall ist fröhliches Wachstum, überall Segen! Und jede gute Gabe kommt oben her von Gott.

Nr. 65.

Die beiden kalten Erdzonen.

Von den beiden Polarkreisen bis zu den Polen erstrecken sich die kalten oder Eiszonen. Jede von ihnen hat einen Flächeninhalt von 384,924 Quadratmeilen und eine sehr geringe, überdies auch nur an den Grenzen der gemäßigten Zonen befindliche Bevölkerung. Wegen der furchtbaren Kälte kann der Erdboden daselbst weder Bäume noch Getreide hervorbringen. Die kalten Erdzonen sind daher auch arm an Landthieren aller Art, desto reicher aber an Seethieren, und deshalb werden diese letzteren von den Seefahrern häufig aufgesucht. Namentlich sind es Walfisch- und Walroßfänger, die diese Gegenden befahren und um des Gewinnes willen oft ihr Leben wagen. Die menschlichen Bewohner der kalten Zone heißen Eskimos; sie sind von zwerghaftem Wuchse und stehen auch in geistiger Hinsicht noch zum großen Theil auf der untersten Stufe der Bildung. Aber auch bei ihnen beginnt der Same des Evangeliums schon Früchte zu tragen.

IV. Umschreibungen von Gedichten.

Nr. 66.

Die Eichel und der Kürbis (Glein).

O wie schön ist doch Gottes Welt! Man mag ansehen, was man will — überall trifft man auf Wunder der Weisheit Gottes. Die Schöpfung ist eine Tiefe der Weisheit und Erkenntniß Gottes. Aber es gibt dennoch Menschen, welche nicht so denken und Gott meistern wollen. Doch diese trifft das Wort der Schrift, da sie sagt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden“.

Zu diesen Weltverbesserern gehörte auch ein Mann, den ich kannte, dessen Namen ich aber vergessen habe. Als dieser einst an so schwachen Ranken, wie sie Gott eben dem Kürbis gegeben hat, eine solche prächtige Frucht hängen sah, dachte er: „Wenn ich der Schöpfer der Welt gewesen wäre, so hätte ich gar manche Dinge anders gemacht, als es Gott gethan hat. Anstatt z. B. diese prächtige Frucht hier, verborgen vor den Blicken der Menschen, an dürrer Reife hintriechen zu lassen, hätte ich sie an den schönen Eichenbaum gehängt. Das sollte eine Pracht sein!“ Indem er so dachte, ging er weiter und kam an einen von einem Eichenbaume beschatteten Platz. Da er von der Hitze und der Länge des Weges ermüdet war, so lagerte er sich in seinem Schatten und schlief ein. Hier sollte er erfahren, wie unverständlich seine vorigen Gedanken über den Kürbis gewesen waren. Er war nämlich bei ruhigem, schönem Wetter eingeschlafen; aber, als er schlief, erhob sich plötzlich ein Sturm, wovon dem Gipfel der Eiche dem klugen Manne eine kleine Eichel auf die Nase fallen ließ, so daß sie blutete. Da raffte er sich erschrocken auf und rief: „O wie thöricht war ich doch vorhin, als ich wollte, daß ein Eichenbaum Kürbisse tragen sollte. Wenn ein Kürbis mein Gesicht getroffen hätte, so hätte ich am längsten gelebt. Ja

Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht,
Gott hat alles wohlgemacht!“

Nr. 67.

Frühlingsfeier (Hoffmann von Fallersleben).

Die Wälder knospen, und die Wiesen werden wieder grün. In der ganzen Natur dringt neues Leben hervor, sogar das Gräschen auf den Dünen versucht aus dem Sande emporzukommen. Wie in der Pflanzenwelt sich alles neu belebt fühlt, so auch im Thierreich. An den Quellen und Bächen tanzen Mücken, auf den Wellen hüpfen die Fische, und die Schwalben segeln lustig in der Luft. Alles freut sich und lobt den Schöpfer, der dies so schön gemacht hat. Und wir sollten uns jetzt betrüben über den kalten Winter, der hinter uns liegt? Wir in unseren Wohnungen, wo wir keinen blauen Himmel, kein Feld und keinen grünen Wald sehen? Nein, wir wandeln wieder in der schönen Natur, die uns den kalten Winter vergessen läßt und uns neue Seligkeit schenkt. Unsere Seele ringt nach der noch schöneren Herrlichkeit im Himmel. Alles Leben wollen wir gen Himmel lenken, denn von dort haben wir es bekommen; wir wollen dem lieben Gott wiedergeben, was er uns aus Güte und Liebe gegeben hat. Ja, wir wollen fröhlich sein und Sorge, Gram und alle Leiden der Erde lassen und denken, daß wir schon droben in des Himmels ewigem Blau wären.

Nr. 68.

Harraz, der kühne Springer (Körner).

Die ganze Erde lag noch in Nebel gehüllt, und ringsum herrschte tiefe Ruhe. Da plötzlich wurde es im Thale laut, und es klang wie Hufschlag und Waffengeklirr, und aus dem Walde hervor sprengte ein Häuflein gewappneter Ritter, welche zum Gefecht zogen. Der Zug flog wie der Sturmwind daher, voran der Führer Harraz, der muthige Ritter, auf seinem feuersprühenden Rosse. Sie jagten, als wollten sie um die ganze Welt kommen, immer kreuz und quer,

durch Feld und Wald, denn noch heute wollten sie den Feind erreichen und seine Burg erobern.

So stürmen sie in dem Dunkel des Waldes den ganzen Morgen, um den Feind zu überrumpeln. Doch dieser ist auch nicht müßig gewesen, und während sich die Ritter recht sicher fühlen, stürzt er mit doppelter Macht hervor, und die Hörner rufen furchtbar zum Kampfe.

Es beginnt nun ein furchtbarer Streit. In dem Walde tönt es dumpfdonnernd von den vielen Streichen der Schwerter. Aus tausend Wunden strömt schon das Blut, doch beachten sie es nicht, denn keiner will sich ergeben und Freiheit oder Leben opfern. Doch die Uebermacht der Feinde zwingt das Häuflein der Ritter, von denen schon viele durch das Schwert der Feinde gefallen, sich zu ergeben. Nur Harras kämpft noch und entkommt glücklich mit seinem Kopf.

Er jagt nun in den Wald zurück, doch hat er in der Eile den rechten Weg verloren und irrt durch Fluren und über Felder. Da hört er die Feinde hinter sich kommen, und schnell reitet er in den Forst hinein. Da sieht er, wie es immer heller wird, und er sprengt zu einer lichten Stelle. Dort angelangt, bemerkt er, daß er auf einer steilen Felsenwand steht, und mit Grauen blickt er hinunter in die wilden Wogen der *Schopau*. Aber drüben auf dem anderen Ufer sieht er seine Burg auf der waldbigen Bergeshöhe, welche ihm freundlich entgegenblickt.

Es ist ihm, als rief sie ihn hinüber, und doch kann er nicht, denn er hat keine Flügel und Schwingen, und sein Kopf schäumt und bäumt sich vor dem tiefen Abgrunde. Da ergreift ihn ein Schaudern, denn er hört die Feinde immer näher hinter sich kommen und sieht nun sein Grab vor und hinter sich. Noch sinnt er, ob er von Feindeshand den Tod erleiden, oder ihn in den Wellen suchen soll. Dann befehlt er seine Seele Gott, sprengt vor an den Felsen, wo er die Feinde schon ganz nahe hört, spornst sein Kopf, daß die Fersen bluten, und stürzt sich hinab in die brausenden Wogen.

Und der große, furchtbare Sprung gelingt. Sein Pferd zerschmettert wohl, aber er kommt glücklich an; mit seiner kraftvollen Hand die Wellen theilend, erreicht er wohlbehalten das jenseitige Ufer, wo ihn die Seinen freudig bewillkommenen.

Nr. 69.

Abendlied (Claudius).

So eben ist der milde Mond aufgegangen und beleuchtet die dunkle Erde. An dem blauen Himmel sind Millionen goldener Sterne zu sehen, welche ihre richtigen Bahnen wandeln und freundlich zu uns herniederblicken. Der Wald ragt schweigend schwarz hervor, und auf den Wiesen lagert sich ein wunderbarer, weißer Nebel. In der Natur ist es still und traulich, wie in einer stillen Kammer, wo wir nach des Tages Hitze und Last alles Irdische vergessen und verschlafen sollen. Wenden wir unsere Blicke noch einmal nach dem blauen sternbesäeten Himmelszelt, so sehen wir den schönen Mond, zwar nur halb, aber wir wissen, daß er in einer Nacht in seiner ganzen Herrlichkeit erscheinen wird. So ist es auch mit vielen Sachen, die wir mit unserem Verstande nicht fassen können und doch bespotten. Wir stolzen Menschen sind doch alle arme Sünder, die nichts wissen. Wir suchen viele Künste, kommen aber dadurch nur von dem Ziele weiter fort, welches uns gesteckt ist.

Gütiger Gott, erleuchte uns mit Deinem Heil und lehre uns das Vergängliche und alle Eitelkeit der Welt meiden. Laß uns hier auf Erden, wie gehorsame Kinder, vor Dir fromm und fröhlich sein. Willst Du dann endlich uns von hier abberufen, so laß uns ruhig sterben, und mit Frieden in das Jenseits gehen, aber nicht wie Ungläubige, welche die letzten Stunden ihres irdischen Lebens mit Sorgen und Angst erfüllt verleben.

So legt Euch denn alle in Gottes Namen nieder, denn der Abendhauch ist kalt, wie der Hauch des Todes. Wenn dieser an uns herankommen wird, so wollen wir uns an dem Vatersegnen Gottes zu erwärmen suchen. Bestrafe uns nicht, gnädiger Gott, für unsere vielen Sünden, sondern gib uns allen einen sanften Schlaf!

 Nr. 70.

Wanderers Nachtlied (Göthe).

In der ganzen Natur herrscht eine feierliche Stille. Keine Wolke sieht man am Himmel ziehen, kein Lüftchen regt sich. Der ganze Himmel ist mit Millionen Sternen besäet, und mitten unter ihnen scheint der sanfte Mond, welcher sein mildes Licht auf die dunkle Erde wirft und dieselbe erleuchtet. Nur zuweilen wird diese Stille durch das Plätschern eines nahen Baches unterbrochen, aber bald herrscht wieder dieselbe heilige Sabbathruhe. Die Bäume des Waldes ragen schwarz in die dunkle Nacht hinaus, und die Vöglein, welche am Tage auf den Zweigen der ersteren ihre fröhlichen Lieder erschallen ließen, ruhen jetzt auch in ihren Nestern. Ueberall waltet tiefe Ruhe, vom Himmel bis zur Erde herab. Vielleicht nur ein müder Wanderer durchheilt noch den Wald, um recht bald sein Ziel zu erreichen. So gehen auch wir alle unserm Ziele entgegen, viele freilich auf dem breiten Wege, und nur wenige auf dem schmalen; aber es bleibt uns allen dasselbe Ziel, und der Herr wird uns dann fragen, welchen Weg wir gewandelt sind. Darum wollen wir unser Ziel, die ewige Seligkeit, nie aus dem Auge verlieren, sondern demselben stets nachstreben.

V. Kurze Auseinandersetzungen (Lehraufsätze).

Nr. 71.

Was hat ein Mädchen zu beobachten, wenn es etwas lernen will?

Wie viele Kinder sind doch so glücklich, im Hause und in der Schule eine gute Erziehung zu genießen; aber viele derselben benutzen nicht einmal die Gelegenheit etwas zu lernen. Freilich die Faulen und Viederlichen wissen nicht einmal, wie sie es machen sollen etwas zu lernen. Wenn sich ein Mädchen der Schule nähert, und bedenkt, daß ihm dort so viel, und vor allem Religion gelehrt wird, so wird es sittsam und bescheiden gehen. In der Schule angekommen, wird es sich still auf seinen Platz setzen und zu der Religionsstunde vorbereiten. In dieser Stunde und in allen Stunden soll es seine Gedanken nur auf das richten, was der Lehrer sagt, und sich alles merken. Daß ein solches Kind die Arbeiten, welche in der Schule zu machen sind, mit Reinlichkeit und Sorgfalt fertigt, ist wohl selbstverständlich. Dem Lehrer wird es stets Ehrerbietung und Achtung beweisen und ihm nicht aus Zwang, sondern aus Liebe gehorchen; denn es heißt in der Schrift: „Gehorchet Euren Lehrern und folget ihnen“ u. s. w. Wenn ein Kind die Arbeiten, welche in der Schule gemacht werden, reinlich und gut arbeitet, so ist dasselbe auch bei den Hausaufgaben zu erwarten. Damit das Gelernte nicht vergessen werde, muß es öfters wiederholt werden. Das gute Kind wird in guten Büchern, und vor allem in der Bibel lesen. Ferner gehört es zum Anstande, daß ein Kind, wenn verständige Leute sprechen, still zuhört und sich ihre guten Lehren merkt. Ein gutes Kind wird nur mit wohlgesitteten, fleißigen und lernbegierigen Mädchen umgehen, während ein unmartiges Mädchen den Umgang mit ihresgleichen sucht. Daher sagte auch mit Recht ein alter Weiser: „Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist“.

Nr. 72.

Ueber das Lesen nützlicher Bücher.

Wie oft hört man doch jetzt die Frage aufwerfen: „Woher kommt es nur, daß unsere jetzige Jugend ein frühreifses, verkommenes Geschlecht ist?“ Darauf gibt es zwei Antworten: Entweder wird ein Kind durch schlechtes Beispiel, oder das Lesen schlechter unpassender Bücher verdorben. Welches sind denn nun nützliche Bücher, und welchen Nutzen bringen sie? Was die Wahl der Bücher betrifft, so versteht es sich von selbst, daß die Bibel obenan stehen und dann Religionschriften folgen müssen. Unser Luther sagt: „Wiewohl ich ein alter Doctor bin, so lese ich doch noch alle Tage mit meinem Sohne Hans und meinem Töchterlein Magdalena den Katechismus; die großen Hanse in der Welt aber verstehen Gottes Wort freilich nicht“. Dann mögen folgen Weltgeschichten, Geographiebücher, auch Jugendschriften, die Verstand und Herz bilden. Zu hüten hat sich aber jedes Kind vor Romanen. In einem Mädchen, welches Romane liest, erstirbt der Sinn für Häuslichkeit und macht Gedanken an Putz und sinnlichen Freuden Platz. Ein Knabe, der Romane liest, möchte lieber ein Abenteurer sein, anstatt ein ehrliches Geschäft zu erlernen. Gute Bücher gewähren nun einen großen Nutzen. Sie erhalten Knaben und Mädchen beim Einfachen und Schlichten und im Glauben an das Heilige. Sie machen sie mit den Sitten fremder Völker bekannt und führen ihnen große Charactere vor, an denen sie sich selbst zu einem Character bilden können.

Nr. 73.

Ueber die Schwachhaftigkeit.

„Es ist ein gefährliches Ding um einen Schwäger“, sagt der weise Sirach. Wie oft stoßen Eltern und Lehrer bei der Handhabung der Erziehung auf Hindernisse, welche alles Gute zu bedrohen

scheinen. In dem Herzen des Kindes wuchert gar manches Unkraut, dessen Ausrottung die Pflicht der Eltern und Lehrer ist. Zu diesem gehört namentlich die Schwatzhaftigkeit.

Sie ist sehr allgemein und gemein. Ein schwatzhaftes Kind sucht überall Stoff zum Reden, horcht überall umher und erzählt das Gehörte ausgeschmückt und falsch weiter, wodurch Zwietracht und Unfriede herbeigeführt wird. Solche Kinder sind dann in Schule und Haus eine wahre Plage; denn sie tragen alle Angelegenheiten des Hauses in der Schule aus, wollen in der Classe das große Wort führen und schonen selbst die Person des Lehrers nicht, indem sie allerhand witzige, unerlaubte und auch unwahre Dinge von ihm erzählen. Schwatzhafte Kinder stören allen Frieden in Schule und Haus. Das Gefinde vorzüglich hat einen schweren Stand, wo ein solcher Spion im Hause ist. Das schwatzhafte Kind trägt mit Fleiß falsche Nachrichten ein, und es thut ihm leid, daß es nur einen Mund und nicht zwei erhalten hat. Die Schwatzhaftigkeit hat die schlimmsten Folgen. Ein Schwätzer redet ohne Unterschied über Freund und Feind, daher zieht sich jeder kluge Mensch sobald als möglich von ihm zurück. Ein Schwätzer hat daher nie einen wahren Freund, sondern nur Bekannte. Nur wer Gott fürchtet, hat wahre Freunde. In der Schule meiden die Mitschülerinnen eine solche Klätischerin möglichst, und auch der Lehrer hütet sich vor einem Plappermaule. Ein Schwätzer spricht leichtfertig über Gott und göttliche Dinge, darum ist das Christenthum des Schwätzers nur Manichristenthum.

Wie hütet man sich nun am besten vor diesem Laster? Siehe auf Dich selbst, auf daß Du nicht auch versuchet werdest! Höre mehr, als Du sprichst, denn Gott hat Dir zwei Ohren und nur einen Mund gegeben und nicht umgekehrt! Schaue recht oft in den Spiegel des göttlichen Gesetzes, so wirst Du genug an Dir selbst zu meistern und zu verbessern haben, so daß es Dir nicht einfallen wird, Dich um andere zu bekümmern!

Nr. 74.

Ueber die Pflichten der älteren Geschwister gegen die jüngeren.

Wenn doch jedes einzelne Glied eines Hausstandes darauf bedacht wäre, den Pflichten, welche ihm obliegen, so gewissenhaft als möglich nachzukommen, so würde man auf weniger zerrüttete, unchristliche Hausstände stoßen, als es leider der Fall ist. Es gibt in der heiligen Schrift gar viele Stellen, welche Eltern und Kindern zeigen, wie sie sich zu verhalten haben. So z. B. Col. 3, 18—21: „Ihr Weiber, seid unterthan“ u. s. w. Außer den allgemeinen Pflichten im Hause gibt es für die Kinder noch einige besondere Pflichten, zu welchen auch die Pflichten der älteren Geschwister gegen die jüngeren gehören.

Vor allen Dingen muß das ältere Kind in der Familie dem jüngeren mit einem guten Beispiele vorangehen. Es muß den Eltern in allen Dingen gehorsam sein, denn sonst glauben die jüngeren Geschwister dieser Pflicht überhoben zu sein. Ist das älteste Kind einer Familie hoffärtig und stolz, so sind die kleinen in Gefahr, sich diese häßlichen Eigenschaften auch anzugewöhnen. Wie im Hause, so ist es auch in der Schule. Bringt ein älteres Geschwister eine schlechte Censur nach Hause, so glauben die jüngeren ein Recht zu haben, eine noch schlechtere zu bringen, da die Schwester oder der Bruder doch älter ist. Betrugen sich Kinder, welche ältere Geschwister haben, auf dem Schulwege sitzsam und gehen nur mit artigen und sitzamen Kindern um, so kann man gewöhnlich daraus schließen, daß die älteren dasselbe Wesen zeigen. Jedoch ist es nicht bestimmt, daß das jüngere Geschwister gerade so werden muß wie das ältere. Dies sehen wir sehr deutlich an David's Söhnen. Die beiden älteren, Absalom und Adonia, waren bemüht, ihren Vater vom Throne zu stoßen, und nur der jüngste, Salomo, wandelte in den Wegen des Herrn und gefiel dem Herrn wohl.

Die älteren Geschwister haben nicht das Recht, sich als die Herren der jüngeren zu betrachten. Die Erstgeborenen in der Zeit

der Patriarchen wurden allerdings, indem sie den väterlichen Segen empfangen, zu Herren ihrer Familie gemacht. Aber dies gilt nicht mehr für die christliche Zeit; vielmehr ermahnt der Apostel Paulus in der Epistel an die Galater, Cap. 6, 1: „Liebe Brüder, so ein Mensch“ u. s. w. Auch in dieser Hinsicht sollen die Erstgeborenen den andern ein Vorbild sein.

Nach dem Tode ihrer Eltern haben die Erstgeborenen an ihren kleineren Geschwistern Vater- und Mutterstelle zu vertreten. Als dann werden sie recht beweisen können, ob sie ihrer Pflichten eingedenk sind, und sich der Theilnahme guter Menschen versichert halten.

Nr. 75.

Ueber den Nutzen der Wälder.

Wenn wir keine Wälder hätten und nur Felder und Wiesen, so würde die Natur wenig Reize für uns haben, da die Wälder doch die Natur verschönern. Die Wälder verschönern aber nicht nur die Natur, sondern sie gewähren auch im allgemeinen viel Nutzen, denn sie nehmen die Dünste in sich auf, welche sie dann wieder von sich geben und den nahegelegenen Feldern und Wiesen zu theil werden lassen. Auch hätten wir ohne die Wälder keine Quellen und wenig Regen.

Die Bäume der Wälder sind auch für die Menschen sehr nützlich, denn sie geben ihnen Holz zum Bau ihrer Häuser, zumal die Eiche, dann große Masten für die Schiffe; ferner geben sie Brennholz, womit die Menschen auch der grimmigsten Kälte trotzbieten können, und noch mancherlei Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Die Wälder dienen vielen Thieren zum Aufenthalt, als den Füchsen, Hirschen, Rehen, Hasen und andern Thieren, welche dort Schutz suchen vor ihren Verfolgern. Hier im grünen Walde preisen und loben auch viele kleine Vögel die Allmacht und Güte Gottes, der ihnen allen das Leben gegeben

hat und erhält. Viele Thiere wählen auch deshalb den Wald zum Aufenthalt, weil er ihnen reichlich Futter gewährt.

Aber für diese Wohlthaten müssen wir auch erkenntlich sein und für die Erhaltung der Wälder Sorge tragen, daß sie nicht von den Menschen leichtsinnig ausgerottet, sondern daß immer neue Bäume angepflanzt und gepflegt werden, denn sonst würde es den Menschen Schaden und keinen Nutzen bringen. Auch soll die Obrigkeit diejenigen hart bestrafen, die etwa die Bäume der Wälder beschädigen wollten.

Nr. 76.

Morgenstunde hat Gold im Munde.

Das Gold ist das kostbarste Metall, nicht etwa allein darum, weil es so schön glänzt, sondern auch, weil es sich im Feuer bewährt und nicht schwarz wird. So sagt auch das Sprichwort, daß die Morgenstunde kostbar ist, wie Gold, denn sie bringt viel Nutzen.

Mancher klagt wohl, daß er mit seinen Arbeiten nicht fertig werden könnte; aber er soll nur einmal versuchen, recht früh aufzustehen und zu arbeiten, so wird er sehen, daß die Morgenstunde viel Nutzen bringen und ihm sein Tagewerk erleichtern kann. Die Morgenstunden eignen sich sehr gut zu reger Thätigkeit, denn da ist Geist und Körper durch einen ruhigen und gesunden Schlaf neu gestärkt. Auch ist der Geist früh nicht durch einen überfüllten Magen gestört. Bei geistigen Arbeiten hindert uns am frühen Morgen kein geräuschvolles Drängen und Treiben auf den Straßen, wie am Tage. Am frühen Morgen kann man auch Gott, dem Allgütigen, am besten danken für die Ruhe der Nacht, den stärkenden Schlummer und das fröhliche und gesunde Erwachen. Der Psalmist sagt im 5. Psalm im 5. Vers: „Herr, frühe wollest Du meine Stimme hören; frühe will ich mich zu Dir schicken und darauf merken“. Das Sprichwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde“ ermuntert mich also zum zeitigen Aufstehen; denn wer Zeit verschläft, verschläft das Leben.

Nr. 77.

Das Veilchen und der Bescheidene.

Im Grase verborgen blüht das liebliche Veilchen, von vielen unbemerkt. Doch auch versteckt und unbekannt verbreitet es seinen lieblichen Geruch.

Unbemerkt von vielen wirkt auch der Bescheidene still und anspruchslos manches Gute. Ihn kümmert es nicht, ob man auch das Gute, das er wirkt, erfahre. Ohne Aufsehen zu machen, ohne von seinen guten Handlungen zu sprechen, schafft er des Guten viel und findet in der Vollbringung desselben süßen Lohn.

Das Veilchen ist jedem eine liebliche Erscheinung. Wer es findet, freut sich an des Blümchens schöner Farbe und seinem angenehmen Dufte.

Auch der Bescheidene wird überall gern gesehen. Jeden freut sein sanftes, anspruchsloses Wesen, und nur ungern vermisst man ihn. Der gute Mensch hat gern mit ihm Umgang; gleich dem Veilchen ist auch er ihm eine angenehme Erscheinung. Mit Vergnügen sieht man ihn in die Gesellschaften kommen, und ungern sieht man ihn diese verlassen.

Geräuschlos erfreut er andere mit den Gaben, die ihm verliehen sind, und durch Wohlthun verpflichtet er viele seiner Mitmenschen zur Liebe und Dankbarkeit.

Nr. 78.

Der Gesunde und der Kranke.

Der Kranke ist unempfindlich gegen manche Freuden, die den Gesunden ergötzen. Verschwunden ist seine Kraft, bleich sein Angesicht.

Der Gesunde kann arbeiten und seine Kräfte gebrauchen. Ermüdet am Abend sinkt er dem Schläfe in die Arme, um, durch den Schlummer gestärkt, am Morgen sein Tagewerk zu beginnen.

Der Kranke liegt gewöhnlich den ganzen Tag auf dem Lager, von Schmerzen gequält. Auch er sehnt sich nach dem Abend, ob er ihm Linderung verschaffe; aber die Nacht kommt, und unruhig noch wälzt er sich auf dem Lager umher, ohne Erquickung, ohne Linderung erhalten zu haben. Er wünscht den Morgen wieder herbei. Dieser kommt, und langsam schleicht der Abend und die lange Nacht heran, ohne ihn von seinen Schmerzen zu befreien.

Dem Gesunden schmerzt kein Glied. Er freut sich der schönen Natur, läßt sich das Essen und Trinken wohlschmecken und schläft nach dem ihm schnell verflossenen Tage süß und fest. Was den Gesunden erfreut, läßt den Kranken freudeleer.

Nicht liebliche Musik, nicht Gesang sprechen sein Gemüth an; sie sind ihm sogar zuwider.

Der Gesunde unterhält sich gern mit seinen Freunden und Bekannten; dem Kranken wird das Sprechen sauer. Spiel und was sonst Erholung ihm gewährte, sagt ihm nicht mehr zu; an nichts hat er mehr Freude.

Sein Auge leuchtet nicht mehr, wie früher; erloschen ist sein Glanz, trübe wie der Blick auch der Geist, und darum hat er jetzt Unlust an allem, was ihn früher erfreute.

Nr. 79.

Der Freund und der Schmeichler.

Ein treuer Freund ist dem Menschen ein kostbares Gut; ein Schmeichler aber ist sein Verderben. Darum wähle Dir einen treuen Freund und entferne den Schmeichler! Beide unterscheiden sich durch ihre Handlungsweise. Der Schmeichler geht darauf aus, uns immer zu gefallen, deshalb lobt er auch das Werthlose und Tadelnswerthe. Der Freund gibt seinen Beifall nur solchen Dingen, die wahren Werth haben, und darum tadelt er, was Tadel verdient und beschö- nigt nicht, wie der Schmeichler, unsere schlechten Handlungen.

Der Schmeichler redet nur in unserer Anwesenheit von unseren lobenswerthen Eigenschaften und nimmt keinen Anstand, hinter unserm Rücken uns zu verkleinern und Schlechtes von uns zu reden. Anders ist der Freund. Gegen ungerechte Angriffe sucht er uns in unserer Abwesenheit in Schutz zu nehmen, und wo er kann, gibt er sich Mühe, uns zu nützen, wohingegen der Schmeichler mit seinen glatten Worten für sich zu gewinnen sucht, um seine eigennützigen Absichten zu erreichen.

Nr. 80.

Der Sparsame und der Geizige.

Der Sparsame gibt nur Geld für nöthige Ausgaben aus. Für Putz und Lustbarkeiten hat er wenig übrig; aber dies macht ihn nicht zu einem Geizigen. Dieser sucht anderen Menschen so viel als möglich zu verbergen, daß er reich ist, er sucht immer mehr aufzuhäufen, aber nicht, um dadurch das Leben zu genießen, sondern nur, um viel zu haben. In den Besitz todter Schätze setzt er seine Glückseligkeit, ihnen opfert er seine Ruhe und Zufriedenheit. Lachenden Erben spart er auf, was er mühsam zusammengescharrt hat, die gewöhnlich es schneller durchbringen, als der Geizige daran gesammelt hat. Denn wie gewonnen, so zerronnen!

Selten verschenkt der Sparsame etwas, aber keinen betrügt er, keinem verkürzt er den verdienten Lohn.

Der Geizige sucht sich nicht immer auf rechtmäßige Art zu bereichern. So er kann, verkürzt er dem Tagelöhner den sauer erworbenen Verdienst; sich selbst und den Seinen entzieht er den nöthigen Lebensunterhalt und wird jeden Tag ihnen und sich selbst eine große Plage. Bei allem Ueberflusse darbt er.

Der Sparsame lebt nicht verschwenderisch, aber was er nothwendig gebraucht, verschafft er sich.

Auf jede erlaubte Weise sucht der Sparsame seine Lage zu verbessern, und um großen Ausgaben vorzubeugen, läßt er einen kleinen Schaden frühzeitig ausbessern.

Der Geizige thut das nicht. Seine Geldgier macht, daß er manchmal Sachen dem Verderben preisgibt, weil er schadhast gewordene nicht ausbessern läßt, wenn das auch für eine Kleinigkeit hätte geschehen können.

Den Hülfbedürftigen entläßt der Sparsame nicht, ohne ihm mitzutheilen von dem, was er auf rechtmäßige Art sich erworben hat.

Der Geizige bleibt kalt bei der Noth seines Mitmenschen und mit leeren Worten speist er den Hülfbedürftigen ab; denn die Leiden seines dürftigen Mitmenschen gehen ihm nicht so zu Herzen, als der Verlust einiger Groschen.

Den Sparsamen muß man achten; der Geizige wird verachtet.

Drittes Heft:

Die Arbeiten der Oberstufe.

Nr. 81—120.

Druck 2011

Die Geschichte der Stadt

1811

I. Erzählungen und geschichtliche Aufsätze.

Nr. 81.

Was Schneeglöckchen erzählt.

Wenn wir noch ganz jung sind, und leben glücklich und zufrieden in der lieben Heimat, da mag es wohl öfter vorkommen, daß uns ein mächtiger, unwiderstehlicher Trieb in die Ferne treibt. Es ist dies die rastlose Unruhe der Jugend, der es überall zu eng wird, die die ganze Welt in sich zusammenfassen möchte und sich fremd fühlt auf der heimischen Erde, wo wir allein völlig glücklich sein können. Ebenso erging es auch mir. Still und zufrieden lebte ich in meinem grünen Hause, als plötzlich die Reiselust mit Macht in mir erwachte. Nirgends konnte ich mehr Ruhe finden, es trieb mich hinaus in die weite Welt, die ich bisher nur aus Ahnungen kannte, und dazu umwehte mich ein mildes Frühlingslüftchen, so süß, so wonnig, daß das Herz vor Behmuth und Freude zerspringen wollte. Und neugierig, wie ich war, wagte ich die Fensterchen meines Hauses ein klein wenig zu öffnen und schielte hinaus in die weite Gotteswelt. Welche Pracht breitete sich da vor meinen Blicken aus! Die ganze Gegend funkelte in Silberweiß und Gold, ich hätte gleich hinauspringen mögen. Aber halt, die Strafe folgte augenblicklich auf meine Voreiligkeit, denn plötzlich verwandelte sich das laue Frühlingslüftchen in einen eisigen Nord, der mich so barsch und rauh anfuhr, daß ich erschrocken das Fensterchen zuklappte und mich schnell versteckte. Da saß ich

nun wieder ganz einsam und allein in meinem traulichen Stübchen und träumte von all den Wundern der Herrlichkeiten, die ich gesehen.

Und siehe, plötzlich sah ich mich in einen großen prächtigen Saal versetzt, welcher aus lauter Eis bestand, das eben so prächtig glänzte und schimmerte, als sei es reines Silber. Inmitten des Saales saß auf einem Throne ein steinalter Mann mit schloßweißen Haaren und mächtigem Eisbart, in einen grauen Nebelmantel gehüllt. Er sah gar streng und ernst auf seine Diener, die um ihn standen, seiner Befehle gewärtig. Da plötzlich zeigte sich von fern ein reizender Jüngling in lichtem Gewande mit goldenen Locken, auf denen ein herrlicher Blüthenkranz duftete, mit sanften blauen Augen, anmuthig-frischem Gesicht und rosigten Wangen. In der einen Hand hielt er einen Strauß, auf der anderen sang ein niedlicher Vogel seine melodische Weise. Sobald der Greis den Jüngling gewahrte, schickte er sogleich seine Diener aus, ihn zu vertreiben, und es gelang diesen auch vollständig, denn der arme Jüngling wurde so lange verfolgt, bis er todmatt niedersank. Da in seiner letzten Noth hebt er seine Hände zum Himmel und betet. Alsdann rief er die Blümlein und Blüthen mit Namen und bat sie so dringend zu ihm zu kommen, daß ich laut weinen mußte, als er meinen Namen nannte. Doch der liebe Gott, der einzige Freund und Beschützer, kam noch zur rechten Zeit, um Hülfe zu schaffen. „Laß ab von Deinem thörichten Beginnen“, sprach er, „meinst Du, daß die Blumen Deine Stimme vernehmen können? O nein, sie müssen so leise, so sanft und zart gerufen werden, daß niemand es sonst hört als sie, und dazu habe ich ein Blümlein aus ihrer Mitte ersehen, das mit sanfter Stimme läuten soll, bis sie alle kommen — das Schneeglöckchen“. Als ich diesen Namen hörte, überwältigte mich der Schreck, und ich wagte nicht aufzublicken, doch endlich sah ich, daß ich ein niedliches, grün und weißes Glöckchen geworden war, und ich fing an zu läuten, um die Blumen aus ihrem Schlummer zu wecken.

Nr. 82.

Ein Tag aus dem Leben einer Rose.

(Von ihr selbst erzählt.)

Schon lange hatte mich eine dichte Blätterhülle in ihrem trüben Gefängniß bewahrt, und ich hatte mir sehr gern gewünscht, meinen Fesseln endlich entfliehen zu können. Heute gerade hatte sich meine Sehnsucht verdoppelt, da es ein herrlicher Zunitag war, an welchem die Sonne so warm schien und die Vöglein lieblich sangen; jedoch noch immer unnachtete mich eine schauerliche Dunkelheit. Da plötzlich wurde ich von einem lauen Lüftchen umweht, und ich fühlte, wie sich ein reiner Thautropfen auf mich herniederließ, und dieser, o welche Wonne! sprengte meine Fesseln und machte mich frei. Mein Gefängniß war geöffnet, und ich konnte ungehindert meine duftigen Blätter entfalten. Zum ersten male athmete ich die wonnige Frühlingsluft ein, zum ersten male erblickte ich die glänzende Sonne, die mich freudig lächelnd begrüßte. Ach wie ganz anders war es jetzt, ein wonniges Gefühl beschlich meine Brust. Was ich aber still im Herzen fühlte, das jubelte die muntere Vögelschar, die sich in den blauen Lüften wiegte, mit lauter Stimme in hellen Frühlingsliedern. Bunte Schmetterlinge umgaukelten mich, kleine süße Bienen kamen in Schwärmen geflogen, Mücken schwirrten um mich: überall war Leben und Wonne.

An dem Rosenstock, an welchem ich erblüht war, wuchsen auch noch viele andere meiner Schwestern; aber keine war so jung und klein wie ich, alle waren so prächtig groß und schön, daß ich sie mit stiller Ehrfurcht betrachten mußte und nicht wagte, ein vertrauliches Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. „Ach wäre ich doch auch so schön und groß wie meine Schwestern“, das war von nun an mein einziger Wunsch. „Wie müssen sich die Menschen an diesen herrlichen Rosen erfreuen; wenn sie kommen, werden sie gewiß alle abpflücken und mich allein stehen lassen, da ich noch so jung bin. Wäre ich doch so glücklich wie meine Schwestern! Es muß doch ein beseligendes

Gefühl sein, von einem Menschen gepflückt und bewundert zu werden!“ So klagte ich, und war in tiefes Nachdenken versunken, als plötzlich sich leise nähernde Fußstritte mich aus meinen Träumereien aufschreckten. Ich blickte auf, und vor mir stand ein reizendes junges Mädchen mit einem Engelsköpfschen, so lieblich und sanft. Schon meinte ich, sie solle ihre kleine Hand nach einer der herrlichen Rosen ausstrecken, die um mich schwesterlich auf dem Stengel blühten, um sie zu pflücken, und ich wünschte dieser schon im Herzen Glück dazu. Aber ich hatte mich geirrt. O selige Täuschung! Der Begleiter der jungen Dame, der nun auch hinzugetreten war, erblickte mich im dunklen Laub und rief freudig, indem er mich vom Stengel brach: „Sieh' die niedliche Rose, sie ist Dein Abbild, ebenso fein, so zart und schön wie Du, und niemand anders soll sie daher besitzen“. Das holde Mädchen empfing mich mit einem lieblichen Lächeln, und wenige Minuten später prangte ich als ihr schönster Schmuck an ihrem Busen. O ich war so innig und selig vergnügt, mein schönster Traum, mein einziger Wunsch war jetzt erfüllt, und doch glaubte ich noch immer zu träumen. Ich konnte noch nicht begreifen, wie es möglich war, daß gerade ich, die Kleine und Geringe, meinen prächtigen Schwestern vorgezogen wurde. Als ich mich von dieser ersten Freude erholt hatte, entfaltete ich meine duftigen Blätter und sandte zum Dank den lieblichsten Duft zu meiner Wohlthäterin empor. Da bemerkte ich, daß ich geweint hatte, denn viele große Thränen benetzten meine Blätter, und die Sonne funkelte in allen Farben und spiegelte sich darin, meinen Thränen erst den schönsten Glanz verleihend.

Nr. 83.

Schicksale eines Speciesthalers.

(Von ihm selbst erzählt.)

In der Münze des großartigen und schönen Berlin erblickte ich das Licht der Welt. Von hier aus wanderte ich, kaum ein paar

Tage alt, mit vielen meiner Brüder in die Hände eines königlichen Kassierers. Er freute sich aber keineswegs, wie es vielleicht jeder andere gethan haben würde, an meinem schönen noch ungetrübbten Glanze, sondern packte mich ganz gleichgültig in eine Geldrolle ein, was meine Eitelkeit sehr verletzte. Dann überlieferte er mich einem vornehmen, aber sehr leichtsinnigen jungen Menschen. Mit diesem schlenderte ich nun eine Zeit lang durch die geräuschvollen Straßen Berlins, bis wir endlich, unter den Linden angelangt, in ein Kaffeehaus eintraten, wo sich eine ziemliche Anzahl der Freunde meines Besitzers vorfand. Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich zwischen ihnen. Alte und neue Dinge wurden erzählt, verlacht, verspottet. Ich hörte diesen Gesprächen ruhig, halb träumend zu, ward aber plötzlich aus meinen Träumereien aufgeschreckt; denn mein Besitzer übergab mich als Bezahlung der Zeche dem Wirth. Dieser sah mich mit einem wohlgefälligen Lächeln an, und steckte mich dann in die Tasche, aus der er mich nach einiger Zeit wieder hervorzog, um mich dann auf einen Spieltisch zu legen. Hier wanderte ich nun bald in die Hände des einen, bald wieder in die des anderen Spielers, mußte alle Betrügereien mit ansehen, und konnte doch nichts thun, obgleich ich vor Aerger hätte ersticken mögen. Nachdem dies bald die ganze Nacht hindurch fortgedauert hatte, begaben sich endlich die Spieler nach Hause. Ich wurde mit vielen meiner Leidensgenossen einem der leichtsinnigsten von allen zugesprochen, und dieser steckte uns nach einer sorgfältigen Zählung in die Tasche. Schon lange war ich darüber erbittert, daß niemand meinen Willen befolgte, und eine gleiche Gesinnung gewahrte ich auch bei meinen Kameraden. Revolutionäre Gedanken durchkreuzten mein Gehirn, und endlich faßte ich den kühnen Entschluß, einen Fluchtversuch zu wagen. Ich theilte meinen Plan den anderen mit; sie verzweifelten aber alle an dem Gelingen desselben. Sorgfältig untersuchte ich nun die Tasche meines Besitzers, und endlich hatte ich eine kleine Oeffnung entdeckt, groß genug, daß ich hindurch schlüpfen konnte. Ich that es, und nach kurzer Zeit fühlte ich festen Boden unter mir. Da lag ich nun,

ganz in Entzückung verloren, auf einer schönen grünen Wiese, umgeben von tausend Blumen und Blümchen, über mir der helle blaue Himmel, an welchem eben im fernen Osten die Sonne blutroth über die Erde aufging.

Da hörte ich Schritte. Ich wollte mich schnell noch tiefer im Grafe verstecken, aber schon hatte mich die ankommende Person bemerkt. Mit einem Ausruf der Freude nahm sie mich auf, steckte mich sorgfältig ein, eilte nach Hause und brachte mich dahin, wo ich mich jetzt befinde, nämlich in Gefangenschaft einer mürrischen, geizigen alten Jungfer, aus welcher ich wohl vor meiner Gebieterin Tode erlöst zu werden nicht hoffen darf.

Nr. 84.

Bruchstücke aus einem Tagebuche.

Endlich war der ersehnte Tag erschienen, endlich konnte ich der lieben Schule auf einige Zeit Lebewohl sagen, denn die Ferien hatten begonnen. Diesmal hatte ich doppelten Grund diesen Tag herbeizuwünschen, denn mein größter, mein sehnlichster Wunsch war erfüllt: ich hatte Erlaubniß erhalten, in den Hundstagsferien acht Tage bei meinem Onkel auf dem Lande zuzubringen. Als der Tag meiner Abreise war der Sonnabend, der 25. Juli, bestimmt, da er der erste Tag meiner Ferien war. Ich konnte kaum erwarten, bis früh um 5 Uhr der Wagen vorfuhr, der mich zu meinem Ziele bringen sollte. Endlich hörte ich von fern sein Rollen; er hielt, ich konnte einsteigen und winkte in der nächsten Minute den Zurückbleibenden das letzte Lebewohl zu. Es war das erste mal, daß ich auf längere Zeit fern von dem Elternhause leben sollte; um so größer war meine Freude, um so ungedulbiger ersehnte ich den Augenblick, wo ich mein Ziel erreicht haben würde. Aber fünf Stunden lang wurde ich auf eine harte Geduldsprobe gestellt, die ich auch glänzend bestand. Was blieb mir auch anderes übrig? Als mich der freundliche Gruß des Onkels

und der Tante und das Jubeln der lieben Cousinen empfing, da war alles vergessen, und fröhlich sprang ich zu ihnen hin. Das war ein frohes Wiedersehen! Besonders Kötschen und Ida, die mit mir in einem Alter stehen, waren hoch erfreut über meinen Besuch, und sobald ich mich etwas erholt, dem Onkel und der Tante vieles vom Hause erzählt und gefrühstückt hatte, da eilten wir drei hinaus in den Garten, wo wir bald alle unsere Lieblingsplätze wieder aufgefunden, bewundert und gelobt hatten. Dabei beriethen wir, wie wir die Zeit unseres Zusammenseins am angenehmsten verbringen könnten. Viel zu früh kam uns daher die Einladung zu Tische; wir hätten lieber den ganzen Tag hier im Freien zubringen mögen. Wir kamen an das Haus und ich sah, daß die liebe Tante das Mittagsbrot heute unter der Veranda servirt hatte; sie kannte ja meine Liebhaberei. Aber ach, über Mittag verdunkelte sich plötzlich der Himmel, und große schwere Regentropfen fielen auf die Erde nieder, so daß wir uns in die enge Stube zurückziehen mußten.

Sonntag, den 26. Juli. Es konnte kaum $\frac{1}{2}$ 4 Uhr vorbei sein, als ich erwachte. Ich schlug die Augen auf, und meine Blicke fielen gerade auf das freundliche, von Weinranken dichtbewachsene Fenster, von wo aus mir die niedlichen Blumen und die goldene Morgensonne einen freundlichen Gutenmorgen herübernickten. Gleich nach dem Morgengebet wurde in der Veranda gefrühstückt, und alsdann unternahmen wir einen Spaziergang durch den reizenden parkähnlichen Garten. Eine frische duftige Morgenluft wehte uns an, als wir durch die dunkeln Laubgänge zwischen den dichtbewachsenen Weingeländern und den duftenden Blumenbeeten dahinschritten, und so kamen wir zu einer reizenden Naturlaube, von Ephen und Laufrosen umwachsen, und hier eröffnete sich uns eine Aussicht, die uns alle zu stiller Bewunderung zwang. Kein Wort kam über unsere Lippen, in stummer Betrachtung standen wir da, und eine heilige, lautlose Stille lagerte auf der Natur: — da plötzlich schallte das feierliche Geläute der Kirchenglocken an unser Ohr, das uns freundlich mahnend zum Gotteshaus einlud, und bald

erwiederten von allen Dörfern herüber die Glocken den freundlichen Morgengruß ihrer Schwestern, und ein liebliches Geläute begann, um den erhabenen Eindruck unseres Spazierganges noch zu verschönern. O, wäre ein Maler hier gewesen, er hätte diese reizende Landschaft sogleich copirt; hätte ein Dichter diesen Anblick getheilt, er hätte ihn in voller Begeisterung besingen müssen.

Montag, den 27. Juli. Heute Morgen kam leider so viel Besuch aus der Stadt, daß wir weitere Spaziergänge nicht unternehmen konnten, und wir mußten diese auf die künftigen Tage verschieben.

Dinstag, den 28. Juli. Aber nicht nur dem Vergnügen, nicht nur den Betrachtungen der Natur allein sollte ich hier leben, nein, auch das Leben auf dem Felde, in Garten, Haus und Hof kennen lernen. Heute Morgen $\frac{1}{2}$ 5 Uhr schon führte mich die Tante hinaus in den Hof und Kuhstall, und nun durfte ich überall mit helfen. Da wurde gefüttert, gemolken, gebuttert, es wurden Eier ausgenommen, das Vieh ausgetrieben und ähnliche Arbeiten verrichtet. Als wir im Hof fertig waren, eilten wir in den Gemüsegarten, um Bohnen und Gurken zu pflücken und das abgefallene Obst aufzulesen. Leider machte ein freundiges Ereigniß diesem bunten Treiben bald ein Ende: Better Eugen kam nämlich aus der Stadt, um seine Eltern zu besuchen. Nun ging es erst an ein rechtes Erzählen, Fragen und Antworten, das kein Ende nehmen wollte.

Mittwoch, den 29. Juli. Heute hatte sich der Himmel in einen grauen Nebelmantel gehüllt, er will gar nicht mehr so freundlich lächeln wie früher, und ist so düster und schwarz. Gut, daß Eugen da ist, der vertreibt uns wenigstens die Zeit aufs angenehme, sonst müßte ich befürchten, Heimweh zu bekommen.

Donnerstag, den 30. Juli. Noch immer ist das Wetter unfreundlich und trübe, der Regen fällt in Strömen auf die Erde nieder, und der Himmel hat sich ganz und gar umzogen, so daß nicht die mindeste Hoffnung auf Besserung vorhanden ist. Dazu befinden wir uns alle nicht gerade in der heitersten Stimmung: ich denke zu

Hause, und der Tante, Nöschen's und Gretchen's Gedanken verfolgen Eugen, der heute mit dem Frühesten abgereist ist.

Freitag, den 31. Juli. Endlich wieder ein Sonnenblick, o wie erfreut dieser seltene Anblick! „Nöschen, sieh', sieh', die Sonne kommt“, rufe ich jetzt so laut ich kann. Und Nöschen kommt, und die Tante und Gretchen auch, und sie freuen sich alle mit mir. Aber warum? Nun, das werden wir gleich sehen.

Gleich nach Tische läßt der Onkel den großen Leiterwagen anspannen, Strohbindel hineinlegen und vors Haus fahren, während die gute Tante Kaffee und Kuchen, Tassen, Teller und Töpfe einpackt; und wenige Minuten später sitzen wir alle darauf, auch Pfarrers Lisbeth, die uns eine liebe Freundin geworden ist, und fort geht's aufs Feld hinaus, zur Kartoffelernte. An einem großen freien Rasenplatze am Waldsaume wird Halt gemacht, Feuer angezündet und Kaffee gekocht, der hier unter den grünen Bäumen vortrefflich schmeckt. Dann aber geht's ans Arbeiten, und besonders wir Mädchen wetteifern mit einander, wer die meisten, größten und schönsten Kartoffeln findet. $\frac{1}{2}$ 5 Uhr hört dieses Vergnügen auf, denn die Tante versammelt uns wieder auf dem großen Lagerplatze, und als wir da ankommen, steht ein großer Kessel dampfender Kartoffeln über dem Feuer, und jubelnd lagern wir uns um diesen. So schön haben mir die Kartoffeln noch nie geschmeckt, und so lustig war ich noch nie dabei, wie heute. Das Schlimmste bei der ganzen Partie aber war, daß die Uhr gar zu bald sieben schlug, und wir schon wieder nach Hause wandern mußten.

Sonnabend, den 1. August. Wieder war es Sonnabend, wieder hörte ich das Rasseln eines Wagens von fern, doch diesmal begrüßte ich ihn mit wenig Freude.

Eben hatte ich Abschied genommen von allen meinen Lieblingsplätzchen im Garten, Haus und Hof, von jeder Kuh, jeder Henne, jeder Gans, und eben sollte der liebe Onkel und die Tante, Nöschen und Gretchen den letzten Gruß empfangen, da fuhr der Wagen vor, ich stieg ein, und er führte mich weit, weit von dem lieben Dörfchen.

Noch ein letztes leises Nicken, noch ein Zuwedeln des Taschentuches — und ich war allein. Ich blickte auf und fühlte, daß eine Thräne in meinem Auge glänzte.

Nr. 85.

Karl's des Großen Persönlichkeit.

Karl war ein echt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine sehr klare Stirn und große lebendige Augen, die dem Freunde und Hülfesuchenden freundlich, dem Feinde aber und Widerspenstigen furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach fränkischer Sitte seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und Schwimmer. Eines seiner Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, so wurde ein Treibjagen angestellt. Alle setzten sich zu Pferde, und dann ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebell unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo dann die jungen Edlen sich durch Muth und Geschicklichkeit zu über treffen suchten. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Karl hatte einen starken Appetit, aber er war nicht üppig weder im Essen noch im Trinken. Ein Wildpretbraten, vom Jäger am Spieße auf die Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Die Trunkenheit war ihm verhaßt. Des Nachts stand er öfters von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der früher versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete und betrachtete mit Bewunderung den gestirnten Himmel. Die einfache Lebensweise erhöhte wesentlich die Körperkraft des gewaltigen Mannes, und er soll so stark gewesen sein, daß er einen geharnischten Mann wie ein Kind aufhob.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Sein Gewand war von der fleißigen Hand seiner Gemahlin selber verfertigt; er trug Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern

kreuzweis umwunden, ein leinenes Wams und darüber einen einfachen Rock mit seidnem Streife, seltener einen viereckigen Mantel von weißer oder grüner Farbe. Aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Griff und Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, der mit goldenen Bienen besetzt war.

Nr. 86.

Maximilian, „der letzte Ritter“ auf dem Throne.

Maximilian ist derjenige deutsche Kaiser, der mit dem Namen „des letzten Ritters“ bezeichnet wird. Und wohl verdient er diesen Namen, denn mit ihm schließt das Mittelalter und mit diesem die Zeit des Ritterthums. Von nun an galt ja persönlicher Muth und persönliche Tapferkeit nicht mehr so viel als in den früheren Zeiten, und auch die Kriegführung war eine ganz andere geworden. Maximilian war kühn, feurig und unerschrocken in allen seinen Handlungen. Ganz zu seinen Eigenschaften passend, wird uns auch seine Gestalt geschildert. Er war hoch und schlank gewachsen, und mit dem Liebreiz der Züge verband er den der Sitten. Ein Zeugniß von seiner Kühnheit und Unerchrockenheit liefern uns folgende Erzählungen.

Auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 erschien ein französischer Ritter, de Barre genannt, der sich vermaß, es mit allen Rittern aufnehmen zu können. Die Deutschen waren durch das größthuerische Wesen des Franken eingeschüchtert worden, und keiner wollte sich daher mit ihm messen. Da endlich trat ein kühner Ritter in die Schranken. Der Kampf begann; aber schon nach kurzer Zeit ward der französische Goliath aus dem Sattel geworfen. Alles Volk jauchzte über diese kühne That des bis jetzt noch unbe-

kannten Ritters. Als er nun endlich sein Visir abnahm, und die Menge ihren Kaiser erkannte, da wollte des Jubelns kein Ende werden.

Auch berichtet uns die Geschichte, daß Maximilian ein vor-
trefflicher Gamsenjäger gewesen sei. Diesem, seinem Lieblingsver-
gnügen, ging er oft nach, und auch hierbei zeigte sich seine Kühnheit
und Unererschrockenheit aufs deutlichste. Als er einmal jagte, verstieg
er sich, eine Gamsse verfolgend, immer mehr und mehr. Endlich
stand er still, um ein wenig zu rasten, und gewahrte, daß er sich fern
von seinen Jagdgenossen einsam und allein auf einer hohen Fels-
platte befand, die von tiefen Abgründen und steilen unerflimmbaren
Felswänden rings umgeben war. Zwei Tage soll er hier auf dieser
Platte, die Martinswand genannt, zugebracht haben. Die
Thalbewohner hatten ihn bemerkt; aber trotz ihrer Bemühungen
war es ihnen nicht gelungen, bis zu ihrem Kaiser vorzudringen.
Dieser hatte ihnen durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er sich
auf den Tod vorbereiten wolle. Schon nahte der Priester mit der
geweihten Hostie dem Fuße des steilen Bergabhangs, schon war
Maximilian vor dem heiligen Sacrament in die Knie gesunken: da
plötzlich, als er schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben hatte,
erschien ihm sein rettender Engel in Gestalt eines seiner treuen
Tyroler, der es gewagt hatte, trotz aller steilen Felswände und trotz
aller tiefen Abgründe bis zu ihm vorzudringen. Dieser führte ihn
nun auch glücklich in die Mitte seines treuen Volkes zurück.

Nr. 87.

Der Bauernkrieg.

Nachdem sich schon seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts
unter den Bauern in Deutschland, die allerdings den sie drückenden
Lasten erliegen mußten, die Sehnsucht nach Befreiung geregt und
auch hie und da blutige Aufstände veranlaßt hatte: so kam endlich

zur Zeit der Reformation der Haß der Bauern gegen Fürsten und Adel zu einem furchtbaren Ausbruche in dem sogenannten Bauernkriege, welcher sich über einen großen Theil Deutschlands verbreitete. Bewaffnete Scharen von Bauern überfielen und zerstörten die Schlösser des Adels, plünderten die Klöster und wütheten mit Feuer und Schwert gegen alle, die nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Einzelne Ritter, wie z. B. Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand schlossen sich den Bauern an und gaben ihre Führer ab. Am glücklichsten waren die Bauern in Franken, wo sie Würzburg eroberten; und am längsten wüthete der Aufruhr in Thüringen, wo Thomas Münzer, ein schwärmerischer Priester und ein Haupt der Wiedertäufer, einen großen Haufen von Bauern führte. Endlich aber gelang es den Fürsten, die Bauern überall wieder zu bewältigen; und den letzten entscheidenden Schlag führten sie gegen dieselben in der Schlacht bei Frankenhausen, welche im Jahre 1625 geliefert wurde, und in welcher die Bauern, obwohl sie die tapferste Gegenwehr leisteten, eine vollständige Niederlage erlitten. In dieser Schlacht wurde auch Thomas Münzer gefangen genommen und bald darauf mit einer Menge seiner Anhänger enthauptet.

Mr. 88.

Die heiligen Tage des Pfingstkreises.

So fremdartig auch der Name „Pfingsten“, der aus dem griechischen Worte *Pentecoste*, d. h. fünfzig, entstanden und deswegen gewählt ist, weil das Fest am fünfzigsten Tage nach Ostern gefeiert wird, unserm Ohre klingen mag: so unwillkürlich tritt uns doch, wenn wir diesen Namen hören, der Gedanke vor die Seele, daß es die schönste und lieblichste Zeit des Jahres ist, welche das Pfingstfest bringt. Sie ist die Blüthezeit in der Natur und hat auch für die christliche Kirche eine ähnliche Bedeutung. Während das Pfingstfest bei den Juden zum Theil als Dankfest für die Gaben, die Gott in

der Ernte bescheert, und zum Theil zum Andenken an die Gesetzgebung, die auf dem Berge Sinai stattfand, also auch als ein Freudenfest gefeiert wurde: so gilt es uns als das Stiftungsfest der christlichen Kirche, in welcher das geistige Leben seine schönste Blüthezeit erreichte, da mit der Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel die Verbreitung des Christenthums möglich gemacht wurde.

Es wird aber auch das Himmelfahrtsefest, welches zehn Tage früher begangen wird, mit in den Pfingstkreis gezogen, weil Jesus vor der Himmelfahrt den Jüngern verheißen hatte, daß sie mit dem heiligen Geiste getauft werden sollten. Ebenso kann man auch das Trinitatisfest, das mit dem deutschen Namen Dreieinigkeits- oder Dreifaltigkeitsfest genannt wird, zu dem Pfingstkreis hinzunehmen, da durch den Glauben an den dreieinigen Gott die an dem ersten Pfingstfeste gegründete christliche Kirche sich von allen anderen religiösen Gemeinschaften unterscheidet.

II. Briefe.

Nr. 89.

Brief an eine Schwester.

Liebe Schwester!

Um dem Sprichworte: „Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“ doch einigermaßen Ehre zu machen, so will ich Dir, nachdem wir von unserer Gebirgsreise zurückgekommen sind, nach und nach einige lustige Geschichten mittheilen, die ich unterwegs, weil ich gern Unterhaltungen anknüpfe, aufgesehen habe. Für heute Folgendes. Als wir in die Nähe der Residenz A. kamen,

holte ich eine ärmlich gekleidete Frau ein, der ein schreiendes Kind viel Noth machte; um den kleinen Schreihals zu beschwichtigen, hielt ich demselben ein schönes buntes Schneckenhaus, das ich unterwegs gefunden hatte, vor die Augen, und als es nun still ward und danach langte, gab ichs ihm mit den Worten: „Sieh', ich schenke Dir dies schöne Haus!“ Da wollte sich aber die Frau vor Lachen ausschütten; und als ich sie um den Grund' ihrer unerwarteten Heiterkeit fragte, so erzählte sie mir, daß ihr vor Jahren eine Kartenschlägerin prophezeit hätte, ihr Mann werde noch die höchste Stelle in der Stadt einnehmen, werde dann zwei Mühlen und drei Schlösser besitzen, ihrem Kinde aber würde einst ein Fremder noch ein schönes Haus dazu schenken. Nun sei ihr Mann, der früher das Schlosserhandwerk betrieben habe, vor kurzem Stadthürmer geworden und nehme als solcher, da er auf dem Thurme wohnen müsse, allerdings die höchste Stelle in der Residenz ein; auch habe er noch von seiner früheren Schlosserarbeit her zwei Mühlen und drei Schlösser, nämlich zwei Kaffeemühlen und drei kleine Vorlegeschlösser, in Besitz; und jetzt sei, da ich das Kind mit dem Schneckenhaus beschenkt hätte, wohl auch der letzte Theil jener Prophezeiung erfüllt.

Nun war das Lachen an mir; und wenn Dir die Geschichte gefällt, so sollst Du das nächste mal eine eben so lustige zu hören bekommen von

Kirchheim,
den 24. Jul 18—.

Deiner
Dich liebenden Schwester
Rosa.

Nr. 90.

Brief an die Mutter.

Theure Mutter!

Die von Dir mir gütigst gestattete Zeit, bei meiner Freundin zu verweilen, ist nunmehr verstrichen. Doch Deiner großen Liebe

und Nachsicht bewußt, darf ich mir wohl erlauben, die Bitte an Dich zu richten, mir noch vierzehn Tage Frist zu geben. Die schöne Witterung, die freundliche Behandlung, der gesunde Aufenthalt, sowie die Wünsche meiner lieben Freundin und deren Eltern, noch länger hier zu verweilen, veranlassen mich zu meiner ergebensten Bitte.

Wir führen hier ein sehr gemüthliches Leben, obgleich wir in einem kleinen stillen Dörfchen leben; wir belustigen uns immer, mit noch mehreren Kindern, in dem hinter dem Hause befindlichen Garten. In diesem spielen wir stundenlang, stets weiß die eine oder die andere etwas Neues; dann steigen wir wieder einmal auf die Bäume, laben uns an deren schönen Früchten, ein ander mal winden wir Kränze: kurz immer vergnügen wir uns von neuem, und fällt doch einmal eine Streitigkeit vor, so sind wir in der nächsten Stunde wieder einig. Helene und ich haben das Federvieh zu besorgen, wobei wir manchen schönen Spaß haben: wir haben fast jeder Henne, Ente, Gans u. s. w. einen Namen gegeben.

Obgleich ich gern in Eurer Mitte wäre, so bitte ich Dich, liebe Mamma, doch nochmals, mir diesen Wunsch zu erfüllen, da Helene ja auch noch Ferien hat; doch muß auch Papa's Wille dabei berücksichtigt werden. Das dadurch Versäumte will ich alsdann durch angestregten Fleiß wieder einholen, zu Hause und auch in der Schule. Du wirst sehen, daß ich es nicht nur sage, um die Bitte erfüllt zu bekommen, sondern auch mit der That Dir meine Dankbarkeit beweise.

Mit vielen Grüßen an meinen lieben Vater, an Dich und meine Freundinnen verbleibe ich

Gerstungen,
den 18. August 18—.

Deine
Dich herzlich liebende Tochter
Minna.

Nr. 91.

Brief an eine Freundin.

Liebste Adelheid!

Verzeihe, daß ich auf Deinen sehr langen Brief nur mit wenigen Zeilen antworte. Den Grund brauche ich Dir wohl nicht erst anzugeben, den wirst Du wohl an Dir selbst erfahren, nicht wahr? Sonderbar, wie es sich sogar in diesen Kleinigkeiten beweist; da das liebe Weihnachtsfest immer näher rückt, so glaube ich noch nie solch einen flüchtigen Brief geschrieben zu haben, als ich heute zu thun genöthigt bin. Denke einmal, ich habe mir heute vorgenommen, noch meinen Aufsatz für die Schule zu schreiben, Notizen aus der Präparationsstunde abzuschreiben und meine Decke zu beendigen; ist das nicht viel? Aber ich muß fertig werden, und sollte ich die Nacht zu Hülfe nehmen. Bist Du schon recht oft aufgeblieben? Denke nur, ich erst viermal und nur bis 3 Uhr; ist das nicht schrecklich? Ich werde gewiß nicht fertig mit meinen Geschenken. Geht es Dir auch so schlimm? Darfst Du auch nur abends arbeiten, nach dem Abendbrot, wie ich, armes Thierchen? Was macht Deine Tischdecke, ist sie schon fertig? Gefällt Dir das Muster, das ich Dir durch Lina schicke?

Morgen ist Andreastag, vergnüge Dich da recht, liebe Adelheid. Ist da wohl auch Lina und Anna bei Dir? Grüße beide und sage ersterer, sie würde erst nach Weihnachten einen Brief von mir erhalten. Wenn Ihr morgen recht vergnügt seid, so denkt aber auch hübsch an mich; ich will auch bei Euch sein. Ach es war immer so hübsch da!

Bertha läßt grüßen, und Alma will Dich nächstens recht auszanken, sobald sie Zeit hat, mußt Du wissen.

Ich schicke Dir anbei einige Photographien von mir, gib Anna und Lina eine, aber morgen, hörst Du? Ihr werdet hoffentlich

bald meinem Beispiele folgen, dann wird mein Album gleich um drei Bilder reicher.

Gestern im Kränzchen haben wir viel von Dir gesprochen. Wir lesen jetzt die Erzählungen von der Wildermuth. Hast Du „Das Wiedersehen“ schon einmal gelesen? Das ist herrlich, leset es doch auch einmal in Eurem Kränzchen.

Jetzt eben habe ich Besuch bekommen, und da mein Brief noch heute fortgehen soll, so muß ich eilends schließen. Schwester Alma läßt grüßen und Dich fragen, wie es mit der Weihnachtsbescheerung für arme Kinder steht, wir wollen alle theil daran nehmen. Lebe wohl, liebe Adelheid, nächstens schreibe ich mehr.

Berlin,
den 29. November 18—.

Deine Freundin
Hannchen Mann.

Nr. 92.

Brief an eine Freundin.

Mein liebes Hannchen!

Man soll das Eisen schmieden, so lange es warm ist, rather uns das Sprichwort; deshalb beantworte ich Deinen lieben Brief gleich heute, sonst müßtest Du gewiß bis Weihnachten warten.

Zuerst, meine Liebe, nimm unsern herzlichsten Dank für Deine Bilder; sie sind reizend getroffen, wir waren alle entzückt davon.

Du fragst, ob ich noch recht viel zu thun habe, ob schon recht viel fertig ist? Ja mit dem Gelde bin ich fertig, die Finanzzustände werden täglich schwindsüchtiger. — Du bist erst viermal aufgeblieben? Ich einen Tag um den andern. Einmal war Lina bei mir, da haben wir uns munter gesungen, wenn wir müde werden wollten.

Wie gefällt es Dir in der Präparationsstunde? Freuest Du Dich auch recht auf Ostern? Ich glaube das wohl, ich sehnte mich

voriges Jahr auch sehr danach; jetzt habe ich es erlangt und mir gefällt's zu Hause auch viel besser als im Institut. Alma und Lina sind aber anderer Meinung.

Bevor Du in Deine Heimat reifest, werden wir Dich doch hoffentlich einmal sehen? Wärst Du doch diese Weihnachtsferien zu uns nach Leipzig gekommen, weshalb durfst Du nicht? Gewiß weil wir sonst immer so früh abreisten, um Mamma's Geburtstag und den Andreastag in Leipzig feiern zu können.

Für das Muster, das Du mir schicktest, danke ich herzlich.

Wie steht es mit Deinem Tagebuche, hast Du es fortgeführt? Ich schicke Dir das meinige, wenn ich erst mehr habe. — Emma will wissen, ob wir den armen Kindern noch bescheeren wollen. ¹Ja, wir thun es am heiligen Abend; wenn Ihr etwas liefern wollt, so freue ich mich doppelt und danke im voraus.

Aber die Zeit eilt, liebes Hännchen, ich werde auch nachgerade müde. Deshalb lebe wohl und sei gegrüßt von

Leipzig,
den 1. December 18—. (Nachts von 12 bis 1 Uhr.)

Deiner
Adelheid Träger.

Nr. 93.

Hochwohlgeborne,
Verehrteste Frau Rätthin!

Lange schon hatte ich den Entschluß gefaßt, mich in einer Gelegenheit an Sie, verehrteste Frau, zu wenden, jedoch noch immer wagte ich es nicht zu thun, bis mich die Nothwendigkeit zwang, diesen Entschluß auszuführen. Ich hoffe Ihre gütige Verzeihung zu erlangen, wenn ich Ihnen den Grund meines ergebensten Schreibens mitgetheilt habe.

In dem elendesten Hüttchen eines der umliegenden Dörfer Leipzigs, in Reudnitz, lebt schon seit vielen Jahren eine arme Witwe mit ihren drei Kindern in den drückendsten Verhältnissen. Der Hausvater ist schon seit fünf Jahren todt, und die arme Frau mußte bisher mit ihrer Hände Arbeit das tägliche Brot mühsam erwerben. Fremde Hülfe und fremdes Mitleid unterstützte sie dabei nach Kräften; doch plötzlich warf sie ein hitziges Nervenfieber auf ein langes Krankenlager. Die schwache Hülfe, die von Außen kam, die ich selbst der Unglücklichen angebeihen lassen konnte, reichte bald nicht mehr hin, um die vielen Ausgaben zu bestreiten. Keine Hülfe, keine Rettung war in Aussicht. Da erinnerte ich mich an Sie, hochverehrte Frau; ich gedachte der vielen Wohlthaten, mit denen Sie so manchen vom Verderben errettet, und beschloß, mich mit meiner Bitte an Sie zu wenden. Ich hoffe, ja ich glaube zuversichtlich, daß Sie Ihre Hand auch jener Unglücklichen nicht gänzlich entziehen werden; denn ich kenne ja Ihr edles Herz, und indem ich Ihnen, verehrteste Frau Rätthin, noch einmal meine ergebenste Bitte vortrage und ans Herz lege, unterzeichne ich mich als

Leipzig,
den 12. Juli 1863.

Ihre
ergebenste
Auguste Kiehl.

Nr. 94.

Sehr geehrter Herr!

So eben erhalte ich einen Brief von meiner Mutter, der mich zwingt, unverzüglich nach Hause zu reisen, da er die Nachricht von dem plötzlichen schweren Erkranken meines Vaters enthält. Ich erfahre soeben eine Gelegenheit, mit der ich äußerst bequem nach N. kommen kann. Da sie in wenigen Stunden schon abgeht, so bleibt mir leider keine Zeit übrig, um von Ihnen, verehrtester Herr, persönlich Abschied nehmen zu können, und Ihnen für die große Liebe

und Güte, die Sie mir während der Zeit meines Hierseins erwiesen, meinen herzlichen Dank abzustatten.

Ich hoffe, Sie werden mir dies verzeihen, werden meinen schriftlichen Dank und Abschied ebenso aufnehmen, wie den mündlichen, ist er doch ebenso herzlich, so aufrichtig gemeint.

Indem ich mich noch einmal gütigst zu entschuldigen bitte, unterzeichne ich

Gotha, den 21. August
1863.

Ihre
ergebenste
Ida Müller.

III. Beschreibungen und Schilderungen.

Nr. 95.

Scenen aus Sibirien.

Noch umhüllt eine undurchdringliche Finsterniß die Natur. Nebelige Dünste erfüllen die eisige, schneidende Luft und erstarren augenblicklich zu Eis und Reif, sobald sie irgend einen Gegenstand nur leise berühren. Diese Stille herrscht ringsumher; nur ganz von fern hört man immer näher kommende Schritte, unter denen knisternd und knackend die mit einer leichten Eiskruste überzogene Schneedecke zusammenbricht. Es scheinen, nach dem dadurch verursachten Geräusch zu urtheilen, nicht nur einzelne Personen, sondern berittene Scharen zu sein, die in der grimmigsten Kälte einer russischen Winternacht Sibiriens Wüste durchwandern; jedoch die noch immer herrschende Dunkelheit läßt es noch nicht deutlich genug erkennen. Endlich lichtet sich das undurchdringliche Dunkel ein wenig, und im fernen Osten ist schon ein mattheller Schein sichtbar, der Vorbote der belebenden Sonne. Immer dämmernder wird es auf der Erde, plötzlich aber zerreißt der dichte Nebelschleier, die

schwarzen düstern Wolken, die drohend am Himmel hängen, weichen zur Seite, und majestätisch wie ein Feuerball schwebt die Sonne über den Horizont herauf. Ein feuriges Purpurroth, vereinigt mit dem glänzenden Golde ihrer Strahlen, ist über den ganzen östlichen Himmel ausgegossen und umströmt die bereiften Bäume und Strauchgerippe mit einem schmalen Rändchen. Und auch im Kleinen wiederholt sich dieses prächtige Schauspiel. In dem mannichfachen Eis und Schnee, der die Erde einhüllt, in jedem Schneeflöckchen spiegelt sich mit allen Regenbogenfarben der wunderbare Glanz, so daß die blendend weiße Schneedecke, die über den Erdboden verbreitet ist, wie reines Gold flimmert und glitzert.

Auch unsere Wanderer rücken jetzt näher und näher: es sind russische Kaufleute, wie wir vermuthet, die zum Pelzeinkauf 3000 Werste von Jakutsk bis zur Kolyma zurücklegen und sich zu diesem Zwecke zu einer Karavane verbunden haben. Man könnte sie jedoch eher für leblose Bildsäulen halten als für Menschen; denn im tiefsten Schweigen reiten sie einer hinter dem andern. Keine Bewegung des Körpers, kein Wort, kein Ruf, ja nicht einmal ein leiser Seufzer verräth auch nur das mindeste Leben in ihnen. Sie sind von Kopf bis zu Fuß in warme Pelze gehüllt und sogar mit Larven bewaffnet, denn sonst müßten die armen unsehlbar ein Opfer der grimmigen Kälte — die Hauptgefahr Sibiriens — werden. Aber auch noch andere Mühsalen und Gefahren, als die der Kälte, haben die Kaufleute auf ihren Wanderungen zu bestehen. Ein Schneegestöber kann sie verschütten, Wölfe und andere reißende Thiere können ihr Leben gefährden, der richtige Weg kann in dieser pfadlosen Wildniß verloren gehen, oder der Mangel an Lebensmitteln kann sie dem schrecklichen Hungertode preisgeben. Und vorzüglich bei ihrem Nachtlager haben die armen viel zu leiden. Auf einer freien öden Fläche müssen sie übernachten, die Feuerstätte muß erst vom Schnee befreit werden und lange dauert es, bis das feuchte Holz zum Brennen geeignet ist. Während einige für ihre freigelassenen Pferde Weideplätze suchen, damit sie das dürftige Moos aus dem Schnee scharren können,

versuchen andere ihre festgefrorene Speisen am Feuer aufzuthauen. Bei der schrecklichen Kälte aber müssen sie sich alle umkleiden und in trockene Pelze hüllen. Aber so viele Mühsalen und Beschwerden die Kaufleute auch auf ihrer Reise zu ertragen haben, so wird doch ihre Mühe von einem glänzenden Erfolge gekrönt. Denn, einmal am Ziele angelangt, werden um eine kleine Summe Geldes und für einige Gläser Brantwein die Pelze erhandelt, die später an den Kaiserhöfen prangen und die vornehme Welt zieren. Die Einwohner sind zwar sehr zähe, der Brantwein jedoch macht sie bald zu allem bereit. Obwohl der Handel mit diesem unheilbringenden Getränk streng verboten ist, so überwiegt doch oftmals die Gewinnsucht die Furcht vor der Strafe.

Wenn nun die Russen hinreichendes Pelzwerk eingehandelt haben, so packen sie dasselbe auf ihre Pferde und treten den beschwerlichen Rückzug an. Je größer aber die Gefahren, um so größer ist auch die Freude, mit der sie Weib und Kind und die geliebte Vaterstadt wieder begrüßen.

Nr. 96.

Scenen aus Sibirien.

(Fortsetzung.)

Das Städtchen Kolimsk, wo der Pelzhandel am meisten betrieben wird, liegt an den Ufern der Kolyma. Einige zerstreut liegende schlechtgebaute Häuser oder auch nur Zelte ist alles, was man Kolimsk nennt. Die fast unzugänglichen Wege sind öde und menschenleer, höchstens das Gebell der frei umherlaufenden Hunde tönt mit lange nachhallendem Echo durch die Straßen. Wenige Fremde besuchen das Städtchen; um so größer ist daher die Freude der Einwohner, wenn einmal eine Karavane russischer Kaufleute bei ihnen einpricht, um Pelzwerk zu erhandeln. Mit großen Festlich-

feiten werden sie empfangen, und es geht an ein unaufhörliches Schwelgen und Trinken, wobei natürlich der Brantwein eine sehr bedeutende Rolle spielt, obgleich er sehr theuer ist.

Die Einwohner Kolimsk's ernähren sich meistens durch ihre Jagdzüge, auf denen sie Pelzwerk und Fleisch erbeuten; oftmals aber, wenn die Jagd unglücklich oder mindestens dürftig ausfiel, müssen sie mit getrockneten Fischen vorliebnehmen, die sie auch statt des Brotes zum Thee genießen. Oft werden den Fremden zu Ehren große Spazierfahrten veranstaltet, obwohl diese leicht lebensgefährlich werden. Sie begegnen nämlich zuweilen einzelnen Eisbären, und wenn die jagdlustigen Hunde, mit denen die Schlitten bespannt sind, diese gewahren, so ergreift sie eine zügellose Wuth. Mit wildem Ungestüm stürzen sie vorwärts, kein Ruf, kein Wink, kein Zügel, keine Peitsche wird mehr beachtet. Unaufhörlich eilen sie vorwärts und ruhen nicht eher, als bis der überwundene Feind zu ihren Füßen liegt, worauf die Jäger demselben den letzten Todesstoß geben. Die Hunde und Kennthiere sind fast die einzigen Hausthiere der sibirischen Jäger; doch müssen letztere auch erst mit vieler Gefahr und Mühe erbeutet werden, und das geschieht am häufigsten, wenn sich die Kennthiere, aufgeschreckt von ihren Verfolgern, zu Herden vereinigt in den Fluß stürzen, um das jenseitige Ufer zu erreichen.

So einsam und freudelos auch Sibirien scheint, so sehr es auch die Reize anderer Länder entbehrt, so sendet doch der gütige Gott seinen Bewohnern jeden Sommer, gleichsam als Entschädigung, ganze Scharen von Zugvögeln, deren Eier, Federn und Fleisch denselben zum Nutzen gereichen.

Nr. 97.

Die Indianer in Mexiko.

Wie alle indianischen Stämme, so gehören auch die Indianer in Mexiko zu den sogenannten Rothhäuten. Sie bilden einen sehr stämmigen großen Menschenschlag und zeichnen sich von den übrigen Stämmen und Racen, die in Amerika vertreten sind, besonders aus durch ihre vorstehenden Backenknochen, die niedrige Stirn, ihre langen schwarzen Haare, die nicht, wie bei den Negern, gekräuselt sind, sondern straff herabhängen, sowie durch die stechenden, kohlschwarzen Augen, deren Weiß etwas ins Gelbliche spielt, und die dicken aufgeworfenen Lippen, die zwei Reihen blendend weißer Zähne, die schönste Zierde des Indianers, gefangen halten.

Wie alle Bewohner des Südens, ist auch der Indianer in Mexiko von echt cholericem Temperament. Den Hauptzug seines Charakters bildet aber das endlose Mißtrauen, mit dem er Freund und Feind betrachtet, das ihm selbst in die enge Bande des Familienlebens folgt, und, was daraus entspringt, seine Verschlossenheit. Nie wird der Indianer einem Fremden seinen Namen, nie einem Freunde sein Herz anvertrauen. Im Handel und Wandel ist er höchst vorsichtig und glaubt stets übervorthelt zu werden, da er es selbst nicht scheut, sich kleine Betrügereien zu Schulden kommen zu lassen, und dabei wendet er oft die größte List und Schlaueit an. Einmal gereizt, ist er sehr rachsüchtig und nicht leicht zu versöhnen und zu allem fähig, um seinen Feind zu verderben.

Die Kleidung des Indianers besteht meist in selbsterbenteten Thierfellen oder Baumwollentoffen, die er von den Europäern handelt. Er trägt kurze hirschlederne Beinkleider und eine wollene Jacke, das Haupt schützt ein breittrempiger Stroh- oder Filzhut vor den heißen Sonnenstrahlen. Die Frau ist mit einem sackähnlichen Rocke bekleidet, über welchem sie einen Ueberwurf trägt, Kopf und Füße bleiben ohne Bedeckung.

Den Wohnungen oder ihre niedrigen Lehmhütten sieht man es gleich an, daß ihre Bewohner das gemüthliche Familienleben durchaus nicht lieben, würden sie sonst diese elenden, von Lehm und Schlingpflanzen mit Bambusrohr gebauten und einem Blätterdache versehenen Hütten ihre Heimat nennen? Hieran ist aber der verschlossene Charakter des Indianers schuld. Ueberhaupt behandelt er sein Weib nur als Sclavin. Sie muß früh mit der Sonne das armfelige Lager verlassen und den selbstgebauten Mais zum Frühstück mahlen, während sich der Mann noch lange pflegt, und die bequeme Bärenhaut nur verläßt, um zum Essen oder Sagen zu gehen. Sobald die Maisuppe zubereitet ist, beginnt die Frau alle Kleider in dem Flusse zu waschen, die, nachdem sie getrocknet sind, sogleich wieder angezogen werden. Wie bei uns der Wein, so bildet hier der Brantwein das Verderben der Bewohner, denn da die Männer nicht Maß und Ziel kennen, so kommen sie nicht selten höchst zärtlich und liebenswürdig von ihren Streifzügen nach Hause und werden natürlich die größte Plage ihrer armen Frauen.

Nr. 98.

Die wässerigen Meteore.

Unter „Meteor“ verstehen wir in der deutschen Sprache „Himmels- oder Lusterscheinung“, und die Naturlehre unterscheidet bei der Betrachtung derselben drei Hauptabtheilungen, nämlich: die wässerigen, feurigen und glänzenden Meteore. Zu den wässerigen, die in dieser Beschreibung auseinandergesetzt werden sollen, gehört zunächst der Regen. Es gibt sehr verschiedene Arten von Regen, die man im allgemeinen in zwei Abtheilungen auseinander halten kann, nämlich: die natürlichen und Schein- oder Wunderregen. Der Regen entsteht aus den Dünsten, welche vorzüglich am Abend und Morgen der Erde entsteigen. Anfangs schwebt er als ganz kleine, kaum sichtbare Bläschen über der Erdoberfläche,

wird aber von der Luft bald in die höheren Luftschichten getrieben, wo er so lange als Wolke verweilt, bis er sich in Tropfen verwandelt hat; alsdann stürzt er auf die Erde nieder. Nach der Weise, in welcher dies geschieht, erhält der Regen seinen besonderen Namen, als z. B. Platzregen, der plötzlich und in sehr großen Tropfen sehr heftig herabstürzt; der Staub- oder Sprühregen, der ganz kleine Tröpfchen oder vielmehr Bläschen enthält und sehr sanft und allmählich herabfällt; der Landregen, der ganze Gegenden in düsteres Wolkengrau verhüllt, und oft wochenlang anhält, und endlich der Strichregen, der nur kleine Strecken der Erde trifft. Die Schein- oder Wunderregen existiren nur in der Phantasie des Menschen und gehören der Zeit des Aberglaubens an.

Zu den wässerigen Meteorren gehört ferner der Nebel. Er entsteht, wenn die Ausdünstung der Erde besonders stark und anhaltend wird, und hat, wenn er fällt, gewöhnlich gutes Wetter zur Folge. Der Schnee besteht aus erstarrten Regentropfen, weshalb er nur im Winter entsteht; er fällt, wenn es warm ist, in Flocken, und wenn es kalt ist, in einzelnen Sternchen in sechseckiger Form, oft auch nur als spitze Nadelchen auf die Erde nieder. Der Thau ist der feuchte Niederschlag der Dünste, welche der Erde entsteigen. Wir entdecken ihn also nur morgens und abends, wenn die Luft plötzlich abgekühlt wird. Im Herbst und Frühling erstarrt er und bildet den Reif.

Wir haben ferner die Schloßen zu erwähnen, die nur in sehr heißen Sommertagen entstehen können. Wenn nämlich die brennende Sonne eine Wolke, die sich in warmer Luftschicht befindet, sehr erhitzt, so daß sich die Bläschen in Tropfen verwandeln, und die Wolke plötzlich in eine kalte Luftschicht getrieben wird, so gefrieren die Tropfen zu wirklichen Eisstückchen, die später miteinander verbunden, die Schloßen, ja sogar den Hagel bilden.

Nr. 99.

Die Thierwelt der heißen Zone.

In ähnlichem Verhältniß, wie die Pflanzenwelt der heißen Zone mit ihren Palmen, die ihr Haupt hoch über alle Bäume erheben, die der anderen Zonen an Größe und Pracht übertrifft, erscheint auch die Thierwelt der tropischen Gebiete in ihren Vorzügen vor denjenigen, die man anderwärts findet, an Größe, Schönheit und Stärke. Dies hat aber auch sein Schlimmes. Denn wie der Elephant, das Nashorn, das Nilpferd u. dergl. durch die riesenhafte Größe, welche die ausgewachsenen Thiere erreichen, unser Erstaunen erregen, oder wie unter den Vögeln anderer Zonen keiner dem Condor oder dem Strauß, welcher letztere acht Fuß hoch wird, gleichkommt: so werden die grimmigen Raubthiere jener Länder, wie der Löwe, der Tiger, die Hyäne u. dergl. für die Gegenden, in welchen sie haufen, eine furchtbare Landplage, da namentlich die Löwen ganz besonders den Rinderherden nachstellen und aus denselben oft in wenigen Wochen viele Thiere nach einander wegschleppen. Eine andere nicht geringe Landplage sind in jenen Gegenden die Schlangen und Krokodile, die gleichfalls zu einer furchtbaren Größe heranwachsen, sowie die vielen giftigen Insekten, unter denen namentlich die Scorpionen, weil sie sich in den Wohnungen und Lagerstätten verkriechen, sehr gefährlich sind, ferner die Mosquitos, vor deren Stichen man sich gar nicht zu retten weiß, und die Heuschrecken, deren Verheerungen weltbekannt sind. Ja selbst die Affen können, wenn sie in großen Scharen die Obstbäume und Felder plündern, oder im Zorn die vorübergehenden Menschen mit Steinen und Baumästen werfen, vielfachen Schaden und Verdruß verursachen, so daß schon aus diesen Gründen das Sprichwort, „daß keiner ungestraft unter den Palmen wandle“, gerechtfertigt erscheinen muß.

Nr. 100.

Blüthen und Freuden.

Wenn man Blüthen und Freuden mit einander vergleicht, so denkt man zunächst daran, daß beide zum Schmucke und zur Verschönerung dienen, die Blüthen zum Schmuck der Erde und die Freuden zur Verschönerung des Lebens. Damit wäre aber doch der reiche Sinn, der in jener Vergleichung liegt, noch lange nicht erschöpft; sondern es lassen sich noch manche andere Punkte aufzählen, in denen die Blüthen und Freuden einander ähnlich sind. Ist es vielleicht nicht wahr, daß die Freuden, die uns die eine Stunde verschönten, in der nächsten schon vorüber sein können, wie die Blumen, die heute blühen, morgen schon verwelkt sind? Aber eben so wahr ist doch auch das andere, daß, wie jedes Gewächs, gleichviel ob es groß oder klein ist, seine Blüthen bringt, ebenso auch jedes Menschenleben, ohne daß Stand, Geschlecht und Beruf einen Unterschied macht, an den Freuden, welche die gütige Hand des allliebenden Schöpfers über die Erde ausgegossen, seinen Antheil hat. Ja, wie in der Natur dafür gesorgt ist, daß, wenn die Blüthen des Frühlings dahin sind, der Sommer und Herbst alsbald andere zum Vorschein bringen, so sind auch in dem Menschenleben jedem Alter gewisse Freuden, die ihm eigenthümlich sind, zugetheilt worden. Nur sollte jeder darauf sehen, daß seine Freuden nicht den tauben Blüthen gleichen, die keine Frucht ansetzen, sondern daß ihnen die guten Thaten, die bleibenden Werth haben, folgen mögen.

Nr. 101.

Blüthen und Hoffnungen.

Wie sich im Frühlung, wenn ein neues Leben die Natur aus ihrem langen Schlummer erweckt, alle die schlafenden versteckten Blüthenkeime zu duftigen Blüthen entfalten, so entsproßt auch dem

Herzen des Frühlings, der Jungfrau, wenn ein neues frühlingsvolles Leben, das Leben der höheren Phantasie, in ihnen erwacht, die herrliche Blüthe der Jugend, die Hoffnung. Und wie uns die reichste herrlichste Blüthenpracht der Frühling bringt, so erblüht auch die Hoffnung in dem jugendlichen Herzen. Im Frühling sind die jungen Stämme, an denen die Blüthen entspringen, noch von der frischen Kraft des neuen Lebens beseelt, und mehr als die reife Frucht bedarf die Blüthe des kräftigen Saftes. Ebenso bedarf auch die Hoffnung die vollkommenste frische Lebenskraft, wenn sie das Menschenherz erfüllen soll. Zwar bringen auch noch andere Jahreszeiten einzelne Blüthen hervor, zwar tröstet die Hoffnung auch oftmals in späteren Lebensjahren das bekümmerte Menschenherz, aber sie können nicht mit der Ueppigkeit des Frühlings verglichen werden. Der Frühling ist die Zeit der Blüthe, die Jugend die Zeit der Phantasie und Ideale.

Ist die Blüthe der dunklen Knospe entsprungen, so beginnt ein neues Leben für sie, ein Leben voller Gefahr und Angst. Anfänglich in dem schönen warmen Sonnenschein, in der lauen Frühlingsluft, scheint ihr das nicht so, aber bald soll sie der Zeiten Last und Mühe erfahren. Es bricht plötzlich ein schreckliches Ungewitter los, ein schneidender Nordwind erstarrt es beinahe zu Eis, und Millionen von Schneeflöckchen, ebenso schön weiß und glänzend wie sie selbst, fallen auf die Erde nieder und umgeben bald die kleine zarte Blüthe mit einem eisigkalten Mantel. Düstere schwere Wolken bedecken den Himmel, so daß es dunkel auf der Erde wird. Aber plötzlich werden sie zerrissen, und die helle glänzende Sonne blickt wieder hervor und lächelt den Blümlein unten freundlich zu. Aber ach, erst jetzt sieht sie, daß sie zu spät gekommen; denn eine Menge ihrer kleinen Lieblinge, der reizenden Frühlingsblüthen, hängen entseelt die Köpfschen. Das sieht die mitleidige Sonne mit Wehmuth an. Und dabei verhüllte sie ihr freundliches Antlitz in ihr Trauergewand, einen dichten Nebelschleier, und weinte bitterlich, so daß die heißen Thränen in einem warmen Frühlingsregen auf die Erde herabsanken, der

Schnee und Eis schmelzen ließ und den kalten Nordwind wieder in ein laues angenehmes Frühlingslüftchen verwandelte. Aber freilich die erstorbenen Blüthen vermag es nicht wieder zum Leben zu rufen, sie sind kalt und todt; doch nicht allen ist es so ergangen, einige sind verschont geblieben, um später zur Frucht zu reifen. — Ebenso ergeht es auch oftmal der Hoffnung. Kaum ist sie dem jungen Menschengemüth entsprossen und hat dasselbe mit inniger Seligkeit erfüllt, so bewölkt sich plötzlich der Himmel des Lebens, und ein furchtbarer Schicksalssturm bricht los. Es beginnt ein heftiger Kampf zwischen der Freude, der Sonne der Hoffnung, und dem Schmerze; lange behält oft letzterer die Oberhand, und unter seinem Regiment müssen die schönen Hoffnungen unterliegen. Traurig senken auch sie die Köpfe, die zartesten von ihnen sind erstorben; nur wenige erhalten sich noch aufrecht gegen die heftigen Angriffe des Schmerzes. Da plötzlich bricht ein heller Hoffnungsstrahl durch die dunkle Nacht des Schicksals. Wenn aber die Hoffnung sieht, wie trostlos sie den Menschen durch ihr Entsliehen gemacht hat, da weint auch sie, und diese Freudenthränen sind wehmüthig. Sie schmelzen den Schmerz und beleben erstarrte Hoffnungen aufs neue, so daß sie dem Menschen bleiben.

Nr. 102.

Berge und Hindernisse.

(Angewendet auf das Menschenleben.)

Rauh und steil ist der Pfad, den der Fuß des Wanderers durch-
 enen muß, Stürme und Regen, Hitze und Kälte muß er erdulden,
 Bäche und Ströme hemmen seinen Lauf. Doch vorwärts eilt er,
 immer weiter, wie erschöpft und kraftlos er sich auch fühlt, wie auch
 seine Glieder zu ermatten scheinen, immer fort auf dem steilen Wege.
 Mancher Schweißtropfen rinnt von der Stirn, mancher Seufzer
 ringt sich aus der erschöpften Brust, mancher Blick des Unmuths

schweift empor zu der noch unerreichten Höhe, die ihn noch immer von dem sehulichst erwünschten Ziele trennt. Wohl manchmal wird sich ihm der Gedanke aufdrängen: „O warum führt mich der Weg nicht durch lachende Fluren und kühle Wälder, warum muß ich mich hier quälen?“ So sagt er anfangs; aber nur Geduld, laßt ihn nur weiter kommen, wie bald wird er die allweise Vorsicht preisen; laßt ihn nur erst den Kampf aller Beschwerden überwunden haben, daß er hoch auf des Berges Gipfel steht, von dort herab die bezaubernde Landschaft betrachtend, die sich um ihn her dem trunkenen Blicke eröffnet! Bald kehrt sich das Murren in stille Bewunderung, und er genießt den wohlverdienten Lohn der Anstrengung.

So wandern wir auf unserem Lebenswege, ohne Aufenthalt, ohne Rast und Ruh', immer fort. Manche Noth, manche Drangsale müssen wir erleiden, manche mächtig steile Berge und Hindernisse treten unserem geistigen Streben, unseren kühnsten Wünschen, unseren Vorsätzen entgegen, aber nur muthig vorwärts: „Es ist ein langer Schmerz, ein schwerer Druck, der aus der Muschel preßt den Perlschnuck“. Wenn Du die Hemmnisse überwunden hast, so erfreut Dich doppelt die mühsam errungene Frucht! Wie gleichgültig würde uns das Glück der Erde sein, könnten wir es ohne alle Mühe erringen; wie bald würde der Mensch entwöhnt werden, den Blick zur himmlischen Heimat zu richten, wenn wir im Leben nur durch Blumengärten wanderten, wenn unser Weg nur über Moos und Rosen führte! Wer die Rose besitzen will, darf ihre Dornen nicht fürchten; wer das Glück erringen will, muß muthig allen Hindernissen die freie Stirn bieten, muß sie mit dem Hinblick zum himmlischen Vater mit muthigem Herzen und kräftiger Hand beseitigen. Darum nur vorwärts auf dem steilen Wege, nur vorwärts geblickt, — und das Ziel ist bald errungen und die Freude doppelt schön!

Nr. 103.

Ein Seesturm auf der Insel Mauritius.

Eine dumpfe schwüle Luft hat sich durch die ganze Natur ergossen und erfüllt die Gegend ringsumher; es weht kein frisches Lüftchen, um die glühende Atmosphäre etwas abzukühlen. Die Sonne ist von einem blutrothen Schleier umebelt, als wollte sie der Erde nie wieder ihre hellen, freundlichen Strahlen senden. Das Meer fängt schon an unruhig zu werden. Es heult und braust fürchterlich in der Tiefe und schlägt wild an die Felsen der Brandung. Die sonst sorglosen Schiffer, die noch immer auf offener See umhertreiben, machen bei diesen bösen Vorzeichen gar bedenkliche Gesichter, und suchen sobald wie möglich den Hafen zu erreichen. Einer französischen Fregatte ist das schon gelungen, während ein englisches Fahrzeug noch immer auf offener See mit den Wellen kämpfen muß und vergeblich vorwärts zu kommen sich abmüht. Schon hat sich das anfangs nur leise wehende Lüftchen in einen gewaltigen Sturm verwandelt, der auf dem blauen Himmelzelt eine Menge schwarzer, schauerlicher Wolken zusammengedrängt hat, welche die Natur in ein graufiges Dunkel verhüllen. Immer ängstlicher werden die Schiffer, immer furchtbarer heult der Sturm, die Wellen thürmen sich zu haushohen Bergen und schleudern das Schiff, wie einen leichten Spielball, bald in die Meeresfurchen, bald auf die schwindelnde Höhe einer Miesenwelle. Oft wird es von einer schäumenden herabstürzenden Woge überschüttet, so daß es ganz im Wasser begraben zu sein scheint; oft wird es auf die rechte und linke Seite geworfen, doch immer noch hält es sich tapfer gegen die furchtbaren Angriffe des Meerungeheuers. Doch plötzlich braust mit furchtbarem Getöse eine riesengroße Welle hinter dem Schiffe her; dieses wankt, wird in die schauerliche Tiefe gerissen, und nie wieder gesehen.

Nr. 104.

Das gelbe Blatt.

O welches wonnige Gefühl der Freude ergreift doch den Menschen, wenn ihm nach langer trüber Zeit, nach traurigen Winternächten endlich wieder die liebe Sonne einen freundlichen Morgenruß zu den hellen Fensterscheiben hineinschickt und ihn einladet, mit ihr hinaus zu eilen in Wald und Feld, wo der Frühling eingezogen! Wie freudig folgen wir diesem Rufe, wie erfreut uns jedes Gräschen, jedes Blümlein, das wir finden; und wenn uns im Walde das frische Grün der Bäume, das niedliche Schneeglöckchen und Himmelschlüsselchen und der jauchzende Vogelgesang begrüßen, dann vergessen wir jeden Kummer und stimmen fröhlich mit ein in die wonnigen Frühlingslieder!

Wieder prangt die Natur in schönster Pracht; bunte Blumen in Menge durchweben den grünen Wiesenteppich; die kaum der Erde entsprossene junge Saat zeugt wieder von neuem Leben, von neuem Wirken der Natur; die Luft ist so klar, so frühlingwarm, der Himmel so blau und von einzelnen niedlichen Schäfchen leicht bedeckt; die Sonne blickt uns so freundlich an, begrüßt uns so herzlich draußen in der freien schönen Gotteswelt — und dennoch schreiten wir schweigend und mit wehmüthigen Gedanken dahin, dennoch verstummt unser fröhliches Lied, wie das der kleinen Waldfänger. Die Erklärung ist leicht. Als wir das erste mal auszogen, gingen wir den Frühling zu empfangen. Heute aber gehen wir einen traurigen Gang; wir gehen hinaus in die Natur, um Abschied zu nehmen von der schönen Jahreszeit, um den bunten Blumen, dem grünen Walde, der freundlichen Sonne unser letztes Lebewohl zuzuslüstern. Welch ein großer Unterschied zwischen jetzt und damals! Bemehr wir darüber sinnen, desto wehmüthiger werden wir gestimmt.

Aber es wird spät, die scheidende Sonne, das kühlere wehende Abendlüftchen mahnt uns an den Heimweg, und wir müssen uns beeilen, zunächst der lieben Sonne Lebewohl zu sagen, die schon bis

zum Waldsaum hinabgesunken ist. Ach wie wehmüthig blickt sie auf uns hernieder, nicht, wie im Frühling, von einem goldenen, rosigen Scheine umgeben, sondern wie eine blutrothe Feuerfugel. Nun wenden wir den thränenschweren Blick nach den Waldbäumen hin, diese lispeln uns mit traurigem Rauschen ihre süßen Abschiedsworte zu, und eine alte Eiche sendet mit traurigem Blick ein letztes Andenken auf die Erde herab. Ich hob es vom Boden auf — es war ein gelbes Blatt.

Ein gelbes Blatt! O welche traurige Empfindung weckte dieses in meiner Seele! Es war auch einst jung und zart gewesen, als es der Knospe kaum entsprossen, hatte auch einst in der Fülle der Jugend geprangt und einem schönen stattlichen Baume als köstlicher Schmuck gedient; doch jetzt war es alt, gelb, verwelkt, und derselbe Baum läßt es zu meinen Füßen nieder sinken, um mir zum Abschied einen Gegenstand ernster Betrachtung zu schenken, um zugleich dem gelben Blatt sein Grab anzuweisen.

Ach und so ergeht es auch einst uns allen! Jetzt sind wir noch jung, mit neuer Lebenskraft beseelt; denn wir stehen ja noch in dem Frühling unseres Lebens und gleichen daher dem Blatt in seiner frühesten Jugend, wenn es kaum seinen Lebensweg begonnen. Aber wie lange wird es dauern, dann tritt der Mensch der Welt entgegen, der Sorge und den bitteren Erfahrungen. Auch das Blatt blieb nicht so klein und zart wie im Frühling, Regen und Kälte kräftigten es, und das zarte Maigrün verwandelte sich in ein kraftvolles Dunkel. Aber ach, die Zeit verging und mit ihr auch der schöne Sommer mit all seinen Freuden, seinen heiteren Sonnentagen! Matter und welker wird das Blatt, die Jugend und Kraft schwinden allmählich, und endlich wird es gelb. Der Herbst naht, das Blatt ist verblichen. Da kommt der rauhe Nordwind und bricht es mit unsanfter Hand, daß es sterben muß, und der Baum verschmäh't das gelbe Blatt und bringt es dem Menschen als letzte Liebesgabe. Auf die Erde soll es niederfallen, Staub soll es werden und den Winter hindurch ruhen in seinem stillen Grabe. Und der Mensch? Auch seine

Sommerzeit vergeht, und der Herbst tritt schnell an ihn heran. Er gleicht jetzt dem gelben Blatte, da auch er jetzt verwelkt; und wie lange dauert es, da kommt der Tod und bricht ihn ab vom Leben und läßt seine Hülle in der Erde Schoß sinken. Das ist sein Grab, seine Ruhestätte in der langen traurigen Winterzeit.

Aber das Blatt stirbt nicht auf ewig. Wenn der Winter geschwunden, dann kehrt der Frühling ein und mit ihm das Leben des Blattes. Wir scheiden auch von unseren Grübern mit der Hoffnung des Wiedersehens. Ein ewiger friedensvoller Frühling erweckt den Menschen zu einem neuen ewigen Leben.

Nr. 105.

Der Siegesbote.

(Eine erzählende Schilderung nach einem Gedicht.)

Wieder begrüßt der Sonne Funken die vom Schlummer neu-
erwachte Natur und vergoldet die Dächer und Zinnen Athen's, so
daß die herrliche Stadt wahrhaft königlich erscheint. Aber heute ant-
wortet ihr in Athen niemand auf ihren frohen Morgengruß, kein
dankender Blick, kein fröhliches Lied, kein freundliches Wort tönt in
den öden Straßen und Häusern. Denn die Männer, Athen's schön-
ster Schmuck, sind ausgezogen in den Krieg, um das Vaterland gegen
fremde Barbaren zu vertheidigen, und da können auch die Frauen
nicht länger im Hause bleiben. Unruhig sind sie hinaus ins Freie
gezogen, um ihren Männern wenigstens eine kleine Strecke näher zu
rücken und die erste Kunde von dem Ausgange der Schlacht zu
erhalten. Aber so oft sie auch ihre spähenden Blicke in die Ferne
schweifen lassen, so oft auch ihre inbrünstigen Gebete zu des Himmels
Höhen emporsteigen, so müssen sie doch lange vergeblich harren. Die
kühle Morgenluft ist bereits vergangen, immer höher steigt die
Sonne, immer brennender werden ihre Strahlen, immer schwüler

wird die Atmosphäre, und noch ist kein Bote angelangt, der ihnen irgend eine Kunde von den fernweilenden Gatten gebracht hätte. — Die Sonne beginnt tiefer und tiefer zu sinken, und mit ihr sinkt auch der Muth der Frauen, der einer inneren Unruhe und der Angst um die Beggezogenen weicht. Die letzten ersterbenden Sonnenstrahlen küssen bereits zum Abschied den dunkelgrünen Wald, die Thurmspitzen und Kuppeln Athen's und die herrlichen Berggipfel, — da hörte man aus der Ferne nahende Fußtritte, die die Frauen wieder mit Hoffnung und Muth beseelten. Alles jauchzt freudig auf, alles eilt dem Kommenden entgegen; denn jedes ahnt in ihm den ersuchten Siegesboten. Und wirklich — er ist's, es ist ein Bote von Marathon gesandt, den Frauen Kunde zu bringen. Diese begrüßen ihn mit frohem Jubel, und von allen Seiten gelangen Fragen an ihn. Doch der Bote schreitet schweigend mit schnellem Schritte durch der Frauen Gewimmel und eilt unaufhaltsam vorwärts. An Minerva's Tempel aber sinkt er nieder, erhebt noch einmal sein mattes Auge zu der hohen Göttin empor und dann — senkt er verabscheidend das edle Haupt. Und die bebenden Lippen lispeln sterbend noch: „Dank, hohe Göttin, Du verliehest uns Sieg, Sieg, Sieg!“ Schauernd umringen ihn die Frauen, doch nur — die Leiche finden sie.

Bald werden der Minerva Dankesopfer angezündet, und Jubellieder schallen in den Lüften. Der Dampf des Opfers aber vereinigte sich in schönster Harmonie mit dem Rauche des Scheiterhaufens.

Ein schöneres Opfer stieg noch nie zum Himmel auf!

Nr. 106.

Lobrede auf die Gans.

(Am Martinsabend.)

Verehrte Anwesende! Es ist ein köstliches Ding, einen Braten vor sich stehen zu sehen, der uns so köstlich entgegendampft, wie

dieser Gänsebraten! Ich preise Dich, edles Thier, das uns einen solchen Genuß bereitet, das uns auch jetzt ein Kitzel für unsern Gaumen werden soll! Aber leider, auch Dir geht es wie allem Großen und Schönen in dieser Welt, verkannt zu werden. Doch tröste Dich, der treue Esel theilt Dein Loos, und es ist doch oft auch schön, ein Esel zu sein. Nun, wenn niemand sich Deiner annimmt, so freut es mich, Dein Lobredner sein zu können, und ich will Dir Lob spenden mit allen Künsten meiner Rede. Wenngleich das edle gesiederte Wesen, hochzuverehrende Anwesende, in vieler Augen so niedrig dasteht, — o in meinen Augen steht die Gans hoch; denn oftmals geht sie mit einem guten Beispiel demjenigen, der über sie spottet, voran, indem sie ihm als ein Bild der Demuth und Bescheidenheit vorsteht. Ihre Haltung, wie ist sie gebückt, als wollte sie sagen, ich füge mich ganz unter dessen Willen, der höher ist als ich. Man hat zwar diese Tugenden schändlicher Weise falsch gedeutet und gesagt, es wäre bloß Einfalt und Dummheit, und deshalb dumme Menschen Gänse genannt. So geht's nun einmal in der Welt: „Undank ist der Welt Lohn“. Und dieses Wort sagt meine edle Gans mit; ich sehe es ihr deutlich in den Augen geschrieben, wie sie mir dankt und es mit voller Begeisterung nochmals tief im Innern repetirt, um es sich genau einzuprägen. Auch braucht keiner zu denken, daß die Gans keinen Sinn für Höheres hätte; es sollte sich nur einmal einer unterstehen und gegen mich das laut werden lassen, ich wollte ihm schon sagen, ob er denn noch niemals eine Gans hätte sprechen sehen, wie sie da jederzeit ihr Haupt zum Himmel emporhebt; und wenn es donnert, mit welcher Andacht that sie da dasselbe. Wie will die Gans so gern jeden betrübteten Menschen, der in ihre Nähe gelangt, aufheitern, indem sie so freundlich zu ihm spricht; die ungerechten Menschen freilich nennen es Schnattern. Wie ist die Gans so recht ein Muster der Reinlichkeit und gewiß darin ein Vorbild für Männer und Frauen. Wer hat denn das Kapitel gerettet? Niemand anders als ein paar Gänse; wären sie nicht wachsam gewesen, die Menschen waren es nicht. Denn sieht man eine schlafende

Gans an, so ist es nicht anders, als stände der leibhaftige K o l t e r - Weizmann vor uns, oder gar eine schlafende Griechin, so gut kann sie balanciren. Die Zärtlichkeit, die treue Mutter- und Vaterliebe der Gans könnten sich auch etliche ins Herz schreiben. Jeden Nahenden halten die Gänse von ihren Zungen ab, und kommen sie mit ihren Kleinen von der Weide zurück, so ist es wirklich rührend, wie Vater Gänserich, der anfangs gravitatisch voranschritt, wohlbedacht die Kleinen, gleichsam sie überzählend, in die Wohnung einschreiten läßt und dann den Zug schließt.

Welchen Nutzen gewähren nicht auch die Gänse. Da fällt mir ein Gedicht von Julius Schanz ein, welches sagt: Eine Gans sei auf Reisen gegangen, aber unglücklicherweise allein, ohne Dienerschaft. Jetzt, als sie weit in die Welt hinein gereist war, ging sie an einem schönen großen Hause vorbei. Auf einmal kommt ein dienstbarer Geist die Treppe herunter, hält die Gans fest und rupft ihr alle weichen Brustfedern aus, um ein weiches Bett davon zu stopfen. Glücklicherweise war es Sommer, und es war deshalb ganz angenehm, denn es war ein gutes Abkühlungsmittel. Zu einem Armen kam sie dann, doch, o weh! sie traf es sehr unglücklich, denn in dem Hause wohnte ein Schreiber, der ihr die Flügel Federn raubte. „So geht's“, dachte die Gans, „wärest Du lieber zu Hause geblieben, man hätte Dir nicht die Federn ausgerupft“. Ihr Fleisch, wie gern wird es nicht von jedermann gegessen, und auch ich will es nunmehr essen, darum will ich nicht mehr sprechen, denn der Braten steht schon auf dem Tische, und ich möchte ihn nicht kalt werden lassen; darum, geehrte Anwesende, schließe ich hiemit meine Rede.

IV. Beschreibungen von Kunstwerken.

Nr. 107.

Das Lutherdenkmal in Worms.

(Ein Holzschnitt.)

Auf erhöhtem Postamente fällt uns auf diesem Bilde Dr. Martin Luther in die Augen. In aufrechter Stellung trägt er das Priestergewand, die deutsche, von ihm selbst übersezte Bibel in der linken Hand haltend, und die rechte darauf gelegt. Der Künstler hat Luther gerade in dem erhabenen Momente aufgefaßt, wie er auf dem Reichstage zu Worms, den 18. April 1521, die ewig denkwürdigen Worte ausspricht, welche die obere Inschrift des ganzen Bildes in den Ranken der Einfassung bilden: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Am Portal des Postaments sitzen in gebückter Stellung die vier Vorkämpfer der Reformation: rechts Johannes Huf und links der Italiener Savonarola, und hinter diesen, nur wenig sichtbar, Wiclef und Petrus Waldus. Oben ist das Postament mit den Medaillons der beiden bedeutendsten Mittkämpfer der Reformation geschmückt: Zwingli und Calvin, unten mit Szenen aus Luther's Leben und den acht Wappen der Unterzeichner der augsburgischen Confession.

Vier große freie Standbilder anderer berühmter Männer umgeben Luther's Hauptbild. Zur Rechten des Beschauers steht vorn der Landgraf Philipp von Hessen, hinter ihm Luther's Freund, Philipp Melancthon; der erstere, auf das Schwert gestützt, nach oben blickend, Gott um Beistand zur Vollbringung des großen Werkes der Reformation anflehend, letzterer steht in bescheidener Demuth da. Zur Linken steht vorn der Kurfürst von Sachsen Friedrich der Weise, und hinter ihm der gelehrte Johann

Neuchlin. Der Kurfürst hält in fester Entschiedenheit das Kur-
schwert zum Schutze der heiligen Sache empor. Er ist mit dem Her-
meline bekleidet, und die Kaiserkrone liegt ihm zu Füßen, da er die
Wahl zum deutschen Kaiser abgelehnt hatte. Johann Neuchlin sieht
man in kraftbewußtem Vorschreiten, eine Schrift in der Hand hal-
tend. In diesen vier Männern will der Künstler die weltliche und
geistliche Macht charakterisiren, welche der Kirchenreform hilfreich
zur Seite standen.

Zwischen diesen vier Standbildern sitzen die symbolischen
Frauengestalten zweier Städte, welche in Verbindung mit der Re-
formation genannt werden. Zur Rechten sitzt Magdeburg, im
Trauergewande und das zerbrochene Schwert in der Hand, zur Lin-
ken Augsburg, die Siegespalme in der einen, das Blatt der augs-
burgischen Confession in der anderen Hand haltend. Im Hinter-
grunde, durch das Lutherbild verdeckt, befindet sich in dem Niet-
schel'schen Entwurfe die Frauengestalt Speier, welche, in pro-
testirender Haltung dastehend, uns an den Namen Protestanten
erinnert.

Das Ganze — der gewaltige Luther inmitten seiner Helden
und Mitkämpfer auf dem geistlichen und weltlichen Gebiete — klingt
uns entgegen wie die Siegeshymne unsers großen Reformators:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen“.

Nr. 108.

Die Flucht nach Egypten.

(Vier Kupferstiche.)

Sebastian Bourdon, ein dem 17ten Jahrhundert an-
gehöriger Künstler, hat uns vier eigenhändig radirte Blätter gelie-
fert, welche den Verlauf der Flucht nach Egypten vollständig vor-

führen. Joseph erscheint in diesen Bildern als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Kapelle dieses Heiligen bestimmt.

Erstes Blatt. Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier gehalten werden; denn in der Tiefe sieht man noch die bewußten Thiere. Auf einem erhöhten Hausraume ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäc gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, auf welchem das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist im frommen Gebete begriffen. Einen Gegensatz zu diesem ruhigen Tagesanbruche bildet ein höchst bewegter, gegen Joseph heranschwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet, die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Egyptens hervorruft. Zimmermannshandwerkszeug liegt vernachlässigt am Boden.

Zweites Blatt. Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagereise, niedergelassen. Joseph, an das beladene, lastbare, aus einem Steintrog sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte nur kurze Frist für das müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kinde beschäftigt, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräche herum; denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar sein.

Drittes Blatt. Dieses drückt eine eilige Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaume führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um so steiler vorstellt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergründe das Meer sehen. Die Mutter auf dem Sattel weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geistvoll ist die Eile der Wanderer dadurch angedeutet, daß sie schon

das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriffe sind, auf der linken Seite zu verschwinden.

Viertes Blatt. Ganz im Gegensatz des vorigen, ruhen hier Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrenbrunnens. Joseph, dahinterstehend und herübergelehnt, deutet auf ein umgestürztes Götzenbild im Vordergrunde und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind im Arme, schaut ernst und horchend, ohne daß man wüßte, wonach sie blickt. Das entbürdete Thier schmaust hinterwärts an reichgrünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obeliskten wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Egypten angelangt sind.

Nr. 109.

Das Wachtfeuer.

(Ein Gemälde.)

Der Schauplatz ist eine Waldschlucht. Im Vordergrunde lodert unter einem von der rechten Seite halb herübergeneigten Felsen ein helles Feuer auf. Ueber den Felsen hinweg sieht man im Hintergrunde eine Bergspitze mit einer Burgruine. Alles Uebrige decken näher oder ferner stehende Eichen und Buchen. Es ist Nacht. Der Platz um das Feuer wird nur von diesem erhellt. Die Ruine oben liegt im schwachen Mondlichte. Um das Feuer herum bilden Krieger von verschiedenen Waffengattungen eine anziehende Gruppe. Mit dem Rücken gegen den Zuschauer gerichtet, liegt ein Jäger; er ist beschäftigt, seine Büchse in Ordnung zu bringen; sein Tschako liegt neben ihm. Zur Rechten liegt ein Husar, im Begriff, an dem Feuer seine Pfeife anzuzünden. Er scheint eben vom Pferde gesprungen zu sein; sein Knappe steht völlig gezäumt und gefattelt hinter ihm und senkt, wie ermüdet, den Kopf. Zur Linken sitzen drei Grenadiere. Sie scheinen in eifrigem Gespräche; einer deutet nach dem

alten Bergschlosse hinauf. Getrennt von dieser Gruppe lehnt ein Officier von den Ulanen an einer alten Eiche; er zeichnet mit dem entblößten Degen in den Boden und scheint in tiefes Nachdenken versunken. Im Zwielficht des Hintergrundes sind noch einige Pferde und Männer halb sichtbar. Man scheint dem Feinde noch nicht nahe zu sein. Was mir an diesem Gemälde vorzüglich gefallen hat, ist die herrliche Beleuchtung. Die verschiedenen Farben der Uniformen, das Metall der Waffen, selbst die Aeste und Blätter der nächsten Bäume stechen mehr oder weniger hell gegen den düsteren Hintergrund ab. Das meiste Licht fällt auf das bärtige Gesicht und den rothen Dolman des Husaren.

V. Kurze Abhandlungen.

Nr. 110.

Die Pflichten der Kinder gegen die Eltern.

Wie der Mensch Pflichten gegen seinen Gott hat, deren Erfüllung sein höchster Beruf auf Erden ist, so hat er auch Pflichten gegen seine Mitmenschen, und natürlich zunächst gegen diejenigen, die ihm am nächsten stehen, gegen seine ersten Wohlthäter, seine Eltern. Einem guten Kinde wird es auch nie schwer werden, diese Pflichten zu erfüllen; es wird immer der vielen Opfer eingedenk bleiben, die ihm die Eltern schon in frühesten Kindheit gebracht haben. So entspringen alle Pflichten gegen die Eltern aus der Liebe, die wir ihnen schuldig sind.

Fragen wir nun: „Welches sind denn die eigentlichen Pflichten, die das Kind seinen Eltern gegenüber zu erfüllen hat?“ so müssen wir zunächst antworten: „Vor allem ist es die Ehrerbietung“. Nicht nur, weil die Eltern schon viel mehr Erfahrungen gesammelt haben

als die Kinder, weil sie schon so vielen Kummer, so viele Schmerzen und bittere Stunden erlitten haben, sollen die Kinder die Eltern ehren, sondern das Kind soll in seinen Eltern die Stellvertreter Gottes auf Erden erkennen und deshalb ihnen Ehre erweisen. Gott gab dem unerfahrenen Kinde die Eltern, daß diese es in allem Guten erziehen sollen, und dem Kinde gab er die Verpflichtung, die Eltern zu ehren. Einem Kinde aber, das diese Pflicht von Herzen gern erfüllt, wird es auch nicht schwer fallen, die zweite Pflicht zu erfüllen, und diese besteht im unbedingten Gehorsam.

Die Erfahrung der Eltern reicht weiter als die der Kinder, also erkennen auch die Eltern viel eher, was dem Kinde nützlich oder schädlich ist, als dieses selbst; darum soll das Kind gehorchen, wenn es auch anfänglich die Absichten der Eltern nicht versteht.

Betrachten wir nun die vielen Wohlthaten, die die Eltern dem Kinde von dem ersten Augenblick seines Lebens an erwiesen haben, so kommen wir auf die Pflicht der Dankbarkeit. Diese Pflicht liegt dem Kinde am nächsten, sie ist die natürlichste von allen, und doch wird sie so oft verabsäumt. Ein dankbares Kind ist zu jedem Opfer fähig, sei es auch noch so schwer. Brachten doch die Eltern so viele Opfer, warum sollte das nicht auch das Kind können? Jedes Kind hat in sich selbst Gelegenheit dazu. Ein guter Mensch zu werden, ist die rechte Dankbarkeit.

Es bleibt noch eine Pflicht zu erwähnen, die wichtigste von allen, ohne welche es uns unmöglich ist, die anderen zu erfüllen — es ist die Liebe. Liebe kann nur durch Gegenliebe vergolten werden, und wo auf Erden gibt es eine aufrichtigere und uneigennützigere Liebe, als die Mutterliebe ist? Und zeigt der Vater nicht Liebe zu seinen Kindern, wenn er durch Anstrengungen aller Art für das Wohl derselben sorgt, ihnen durch seine Arbeit Nahrung und Kleidung schafft? Wenn der Mensch noch ganz klein an Geist und Körper ist, da kann er die göttlichen Heilswahrheiten noch nicht verstehen, und Gottes unendlich große Liebe nicht begreifen; deshalb gibt ihm der gütige Allvater die Mutter, daß er an ihrer Liebe die himmlische

nach und nach erkennen und verstehen lernt. Wie man das Auge nur allmählich an das blendende Licht der Sonne gewöhnen muß, wenn es vorher von Finsterniß umfangen war, so muß auch der himmlische Vater den Menschen erst an den hohen Begriff seiner göttlichen Liebe gewöhnen, da die undurchdringliche Finsterniß der Sünde anfänglich sein geistiges Auge umnachtete.

Nr. 111.

Werth der Freundschaft.

„Ein treuer Freund ist Goldes werth“, sagt ein Sprichwort; ja, er ist mehr, er ist zum Glück des Lebens fast unentbehrlich. Denn aufrichtige Freundschaft erhöht die Freuden, die wir empfinden. Jedes Gute verliert für uns an Werth, wenn es allein genossen wird, und was andere mit uns fühlen und genießen, ist doppelt wohlthwendig für uns.

Die Freundschaft ist aber auch ein Mittel zur Uebung der Tugend und zur Befestigung im Guten. Das Wort und Beispiel des Freundes ermuntern dazu, so wie der Gedanke, stets so zu leben, daß der Freund uns achten und lieben könne.

Des Unglücks Hälfte hilft die Freundschaft tragen. Des Freundes Beistand mit Rath und That erleichtert die Mühen, und das Gefühl inniger Theilnahme erhebt und stärkt.

Soll uns aber der Freundschaft wohlthätiger Einfluß zu theil werden, so ist es nothwendig, in der Wahl des Freundes vorsichtig zu sein. Die Menschen irren sich oft in ihren Freunden, und der Irrthum kommt daher, weil die meisten nicht wissen, was ein wahrer Freund zu bedeuten hat. Wöchte sich daher doch jeder Mensch gewissenhaft prüfen, ob er seinem Freunde das ist, was er ihm sein soll! Schließe Dich daher nur an den Guten an! Ein solcher Freund wird Dich nicht im Leid verlassen, sondern mit Dir treu und geduldig ausharren und Dir mit That und Rath bis in den Tod bei-

stehen. Bestrebe Dich aber auch, eines wahren Freundes würdig zu sein und bleibe in allen Lagen des Lebens ihm treu! Berscherze Dir Deinen Freund nicht durch liebloses Betragen und unfreundliche Worte, sei aber auch fähig, die warnende Freundesstimme zu vernehmen! Bleibe Deinem Freunde treu, so wirst Du mit ihm nicht nur das Erdenleben durchwandern, sondern an seiner Hand in das bessere Land wandeln!

Art. 112.

Erinnerung und Hoffnung, Hauptquellen der Freuden des Menschen.

Es ist eine schöne Dichtung der Alten, daß, als das „Goldene Zeitalter“ von der Erde verschwand, die Götter den Menschen zum Ersatz Erinnerung und Hoffnung gaben. Diese Himmelsröchter sind die freundlichsten Begleiterinnen des Menschen durch das Leben.

Wenn der junge Mensch den ersten Schmerz des Lebens erfährt, wenn er zum ersten mal den brausenden Sturm auf dem mächtig wogenden Lebensocean erlebte, dann müßte er verzweifeln in seinem Leid, er könnte es nimmer ertragen, wenn eins nicht wäre — die Hoffnung. In der Frühlingszeit des Lebens naht Du leise, leise dem Menschen, wenn der letzte Anker brach, wenn er verzweiflungsvoll allein steht, dem Untergange nahe. Keine Hülfe nah und fern, keine Rettung, keine Liebe, nur von düsteren Zukunftsbildern umgeben, erblickt er endlich Dich, er fühlt Dein leises geheimes Wehen, er ist getröstet. Muth und Kraft kehren bei ihm wieder, der jugendliche Geist erwacht, Dein Feuer durchbebt die ermatteten Glieder. Wer Dich noch besitzt, und hätte er alles verloren, der ist unendlich reich; nur der ist arm und unglücklich, den Du verließest, Du edle Himmelstochter! Wie viele Tausende hast Du schon getröstet, wie viele von Tod und Verderben gerettet; ja Du liebst den Menschen, Du liebst ihn, und darum wird er Dich lieben! Du milderst seinen Schmerz, und stillest Klage und Leid, Du bringst ihm Freude, die er

sonst nimmer erlangen könnte, mit Dir zieht auch sie ins Herz. Denn wo würde Freude erblühen, wo Du nicht bist? In jenem qualvollen Herzen vielleicht, das an Dir zweifelt? Nein, nein, Du bist allein der Urquell aller Jugendfreuden, und Du wirst es bleiben, so lange die Jugend für das Höhere und Höchste noch empfänglich ist.

Aber, wenn die Jugend flieht, wenn das Alter naht, da umschwebt den Menschen ein anderer Genius, der ihm die Lebensfreuden gewährt — die Erinnerung. Die ist sein Paradies, das Eden des Greises auf dieser Welt; hier sind seine Träume, hier ist sein Leben, Wirken und Streben. Selig dünkt sich auch der ärmste Greis, wenn er mit seinen Ideen und Gefühlen in der Vergangenheit lebt; er ist reich, er fühlt sich beglückt, das Paradies der Jugend taucht in ihm wieder auf, er wird noch einmal jung, durchlebt noch einmal die goldene Blüthenzeit, durchwandelt noch einmal den duftenden Frühlingsgarten. Eine unendliche Sehnsucht erwacht, die Freude blüht in der Erinnerung, ein zweites Blümlein am Grasteppich, die scheidende Herbstzeitlose, sie weiß nur von Sehnsucht nach dem Frühling und der Blüthenzeit. Die Natur erwacht aufs neue, die Knospen schwellen, Frühlingslüfte wehen, die Blüthen fallen auf des Greises Grab. Da liegt er in Blumen gebettet.

„Und beschließt er im Leben den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf“.

Nr. 113.

Worin besteht die Kunst, glücklich zu werden?

Wohl jeder Mensch hat das Bestreben, sich auf Erden so glücklich als möglich zu fühlen. Zu diesem Ende führt ja all sein Streben, sein Bemühen und Schaffen. Aber nur den wenigsten der Menschen gelingt es, das Glück zu erjagen, weil die Menschen nicht

wissen, was Glück ist, weil sie oft das für Glück halten, was für sie eher ein Unglück ist, und sie darum das wahre Glück vernachlässigen. So halten z. B. die meisten Menschen Geld und Gut für das größte Glück der Erde, und daher erachten sie als ihr eifrigstes Bestreben, sich Schätze dieser Erde anzusammeln, indem sie sogar ihre Ruhe, ja ihre Gesundheit diesem Mammon opfern. Das Glück des Lebens besteht aber nimmermehr in Geld und Gut, sonst würden sich nicht so viele reiche Leute völlig unglücklich fühlen. Andere Menschen suchen das Glück der Erde in der Ehre. Alles auf Erden ist ihnen nicht so theuer als dieses Gut. Obwohl nun der Mensch seine Ehre, seinen guten Namen auch vor Menschen bewahren muß, so artet diese bei dem Streben nach Glück leicht in Ehrsucht aus.

Wenn aber das Glück weder in Geld und Gut, noch in Ehre vor den Menschen besteht, worin denn? Allein in der Zufriedenheit. Sie ist das größte, das köstlichste Gut. Sei daher zufrieden mit Gott! Entferne den Unmuth über die widrigen Schicksale, die uns treffen, weil sie von Gott kommen, der unser Bestes will. Daher sei verbannt der Unmuth über das Glück, das anderen zu theil wird, wozu wir uns für würdig hielten. Oft ist ja dieses äußere Glück nur Scheinglück, und in Palästen wohnt oft mehr Elend als in armseligen Hütten; denn nicht was man hat, sondern was man ist, macht des Menschen Wohl und Wehe aus. Genieße froh das Gute, das Dir zu theil wird, und beneide andere nicht um Vorzüge, die Du nicht hast!

Sei aber auch zufrieden mit Dir selbst! Das kann der Mensch, wenn seine Handlungsweise nicht mit der Gesetzmäßigkeit streitet, wenn er nichts thut, um deswillen er sich selbst verachten müßte. Wer viel besitzt, verlangt immer mehr zu haben; glücklich ist der, der mit dem, was er hat, zufrieden ist, ob er reich oder arm, hochgestellt oder niedrig, Herr oder Knecht ist. Gott sieht nicht auf die Würde, die der Mensch vom Menschen empfangen hat. Gott sieht das Herz an. Darum strebe nach einem reinen Herzen, ohne welches kein Glück denkbar ist! Hast Du den Schatz, dann fehlt auch die

Heiterkeit der Seele nicht, dann hast Du das größte Glück in Dir selbst.

Sei zufrieden auch mit anderen! Verlange nicht, daß alle nach Deinem Sinne handeln, übe Nachsicht und Geduld!

Soll Dein Glück aber vollkommen sein, so mußt Du auch zufrieden machen! Erhöhe darum das Glück Deiner Nebenmenschen, und Dein eigenes Glück wird in dem Maße zunehmen, als Du Freude und Wohlsein um Dich her verbreitest!

Nr. 114.

Welches sind die Vortheile, die uns das gesellige Leben gewährt?

Wenn auch das gesellige Leben manche Fehler und Laster erzeugt, so hat es doch auch manches Gute und viele Vorzüge vor der Vermeidung alles gesellschaftlichen Umgangs. Durch das Zusammenleben mit anderen Menschen wird es uns möglich und leicht, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Wir können uns auf eine leichte Weise Wohnungen, Werkzeuge und Kleidung verschaffen. Die Erfahrungen anderer kommen uns nun zu gut, Erfindungen und Entdeckungen werden gemacht, und unser Geist kann sich mit mancherlei Kenntnissen bereichern, was auf einem anderen Wege entweder gar nicht, oder doch nur sehr mühsam hätte geschehen können. Auch erhalten wir da Gelegenheit, manche Tugenden zu üben und unser Herz zu veredeln. Wer hätte in seinen Verhältnissen nicht schon häufig genug Gelegenheit gehabt, Barmherzigkeit, Nachgiebigkeit und selbst Feindesliebe zu üben? Das Zusammenleben mit der menschlichen Gesellschaft verlangt Rücksichten zu nehmen, die wir, wenn wir ohne gesellschaftlichen Umgang leben, nicht zu leisten schuldig, aber auch nicht zu empfangen berechtigt sind. Das Beispiel tugendhafter Menschen ist uns ein Sporn zur Racheiferung im Guten, und die Theilnahme anderer an unserem Wohl und Wehe

erhöht die Freuden und erleichtert das Ungemach des Lebens; denn „Getheilte Freude ist doppelte Freude, und getheilter Schmerz ist halber Schmerz.“

Nr. 115.

Nur der Tugendhafte kann dem Tode mit Freuden entgegensehen;
denn er führt ihn in ein besseres Leben.

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach“.

Selig, ja selig sind sie, und dennoch, wie unerwünscht kommt oft der Tod, wie viele Trauer und Thränen verursacht er, obgleich er den Menschen zum Heile führt, obgleich er ihn in ein Land der Wonne und Seligkeit versetzt. Wie viele Menschen fürchten sogar den Tod, erkennen in ihm den König der Schrecken, während sie doch Christum zu lieben meinen. O ihr Kleingläubigen, warum vergesset ihr, daß Christus dem Tode die Macht genommen, daß er den Sieg über Tod und Hölle errungen hat! Weshalb verzweifelt Ihr an Gottes unendlicher Vaterliebe? Hat Euch nicht Christus erlöst von Euren Sünden, die Euch dem Tode zum Opfer machten, durch das unschuldige Lieben am Kreuze? O Mensch, nicht den Tod fürchte, sondern das Sterben in der Sünde! Wer im Leben nicht Gott vor Augen und im Herzen gehabt, der soll den Tod fürchten, denn er führt ihn nicht zum Leben, sondern zum Gericht. Der Gedanke an den Tod erfüllt manchen mit Wehmuth, weil derselbe oft die zarten Bande des Familienlebens, der Liebe und Freundschaft gewaltsam trennt.

Die Liebe zum Leben liegt tief in jedes Menschen Brust. Darum sträubt sich sein Gefühl gegen alles, was Tod heißt. Der Tod verliert aber seine Schrecken für uns, wenn wir ihn als einen unvermeidlichen Punkt auf unserer Lebensreise betrachten, als den

Uebergang zu einem bessern Leben. Der Christ weiß, daß der Tod sein geistiges Dasein nicht zerstört, daß nur der Staub sich dem Staube gesellt, der Geist aber unsterblich ist und in einer andern Welt fortlebt. Dieser Glaube verleiht uns den Muth, mit Freudigkeit in den Tod zu gehen. Leichter wird uns nun die Trennung von den Zurückbleibenden. Sie währt ja nicht lange; Gott wird väterlich für sie sorgen, und in einem bessern Leben, in einem schönern Lande wird er sie einst wiederfinden. Wer wollte wohl nicht wünschen, mit dieser Hoffnung zu leben, mit dieser Hoffnung zu sterben?

Darum ringet nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nach Liebe, Sanftmuth und Geduld, seid bescheiden und wahr, erhaltet Euch ein einfältiges Herz und wandelt vor Gott unsträflich und heilig nach seinem Willen und Gebot! Dann werdet Ihr freudig dem Rufe des Herrn folgen und den Tod nicht fürchten, sondern ihm frei und getrost ins Auge schauen; ihr werdet ewig leben, indem Ihr eingehet zu Eures Herrn Freude. Ja,

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir“ u. s. w.
„Erscheine mir zum Schilde
In meiner letzten Noth“ u. s. w.

Nr. 116.

**Es wohnt ein schlechtes Herz oft unter Gold und Seide,
Aus Thaten schließe bloß, nicht aber aus dem Kleide!**

Der Schein trügt oft. So herrscht Irrthum über Dinge, die wir durch die Sinne wahrnehmen, vielmehr aber noch über solche, die schwerer zu erkennen sind. Die Erforschung des menschlichen Herzens ist daher schwierig.

Nicht das Kleid macht den Mann. Darum laß Dich bei Deinem Urtheil ja nicht durch äußere Dinge bestechen, durch ein schönes

Gesicht und äußere Liebenswürdigkeit. Wer auf das Aeußere sieht, wessen Liebe und Zuneigung von der schönen Schale abhängt, der erhält auch nur die Schale, der Kern geht verloren. Das Schöne, Edle birgt sich nicht hinter Glanz und Schimmer; was an sich schön ist, braucht sich nicht erst schön zu machen. Die Thaten stellen den Menschen dar, wie er ist; sie lassen uns gewöhnlich ein richtiges Urtheil über jemanden fällen. Mancher thut Gutes, um sich Ehre, Ansehen und Achtung bei seinen Mitmenschen zu erwerben. Mag manchem Armen durchgeholfen werden, er selbst, der die Gaben ertheilt, ist kein edler Mensch; der Beweggrund ist nicht edel. Die richtige Beurtheilung eines Menschen ist daher schwer. Schließe darum nie von dem Aeußeren auf den inneren Werth eines Menschen! Den können in der Regel nur Thaten bestimmen; sie nur sind in den meisten Fällen der einzig richtige Maßstab gerechter Beurtheilung. Das Kleid birgt den Bösewicht wie den Guten vor den Augen der Welt, den Unwissenden wie den Weisen. Ja, der Schlechte, der seinen Unwerth fühlt, greift nach einer Zierde, um sich zu verbergen.

So dachte wohl auch der Paradiesvogel, als er die Schwester Nachtigall so herrlich süß flöten hörte, daß alle Bäume und Sträucher zu lauschen begannen, als er selbst nach mühseligen Versuchen nur einzelne abgebrochene Laute hervorzubringen vermochte. Deshalb verhüllte er den nutzlosen Körper in ein prächtiges, buntes Gefieder, während die Nachtigall im einfachen grauen Hausröckchen glücklich und zufrieden ist. Trotzdem, daß der herrliche Paradiesvogel mit seiner harmonischen Farbenpracht unser Auge anfänglich mehr entzückt, als diese schlichte Hausfrau, so werden wir den wahren Werth bald erkennen lernen, und umsonst schmückte sich das Weltkind, die geistigen Mängel zu verstecken. Darum ward er auch weit in Afrika's unbekannte Wüsteneien verbannt, wohin keiner Cultur und Civilisation erquickender Segen gedrungen, wo Menschen ohne höhere Geistesbildung ihre Wohnungen aufgeschlagen haben. Die mögen sich wohl des Glanzes freuen. Unsere Nachtigall aber

zog mit all ihren lieblichen, edlen Schwestern zu uns, in das Land der Wonne.

Und einst wird der Glanz der Schönheit fallen und in Staub versinken. Wenn der Mensch gestorben, wenn die Hülle längst unter der Erde schlummert, dann verdeckt kein Gold, keine Seide, keine irdische Schönheit den Adel der Seele. Die Tugend allein hat einen bleibenden Werth, und wenn sie auch im Bettlerkleide hinieden wallfahrte.

Nr. 117.

Erläuterung des Gedichts „Das Gewitter, von G. Schwab“.

Diese Ballade, die um so mehr zu bewundern ist, als sie der Dichter nach einer höchst unbedeutenden Zeitungsnotiz des „Schwäbischen Merkur“ dichtete, hat etwas überaus Erschütterndes. In ihr, die uns die einfache Wahrheit: „Der Mensch denkt und Gott lenkt“, anschaulich machen soll, führt uns der Dichter in das enge Stübchen einer armen Familie, die aus vier Gliedern vom verschiedensten Lebensalter besteht. Aber schon in der ersten Strophe deutet die dumpfe Stube und der aus beklommener Brust hervorgestoßene Seufzer: „Wie wehen die Lüfte so schwül“, auf ein Grauenhaftes, das nahe ist, und wir empfinden mit die drückende Gewitterschwüle. Nun werden die Personen, deren jede ein bestimmtes Lebensalter des Menschen, das Kindes-, Jugend-, Mannes- oder Weibes- und Greisenalter repräsentirt, redend eingeführt. Alle vier erinnern sich an den morgenden Feiertag, also an eine schönere Zeit, die den Menschen der Last des Lebens entledigt und aus den Gegensätzen des Alltagslebens zur Einheit in Gott erheben soll. Deshalb wiederholt der Dichter weislich den Ausspruch: „Morgen ist Feiertag“, in jeder Strophe, um den Contrast zwischen des Menschen Denken und Gottes Gedanken hervorzuheben. Ebenso kehrt auch der Refrain: „Hört Ihr, wie der Donner grollt?“ wieder, der mit furchtbarer Macht die

Erfüllung des göttlichen Willens näher führt. Zuerst äußert nun das Kind seine Wünsche: es sehnt sich, durch Thal und Höhen zu schweifen und mit den Blumen, den Vertrauten seiner schuldlosen Seele, zu spielen; denn es ist ja dem Anger so hold. Die Mutter, die noch in der Jugendfülle steht, freut sich auf die geselligen Freuden und den Kleiderschmuck des Sonntags. Sie kennt des Lebens Sorge nur erst zur Hälfte und ihr Trost ist deshalb: „Das Leben, es hat auch Lust nach Leid“. Die Großmutter aber, fast lebensüberdrüssig, klagt, daß sie im Hause schaffen müsse, während andere sich freuen, und sie spricht deshalb: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit“. Endlich der Urahne ist des Lebens müde und wünscht statt der Freude sich den Tod, und zwar am liebsten am Tage des Herrn, um auch in diesem Sinne im Herrn entschlafen zu können, und endet mit dem Seufzer: „Was thu' ich noch auf der Welt?“ So hat er denn den Willen Gottes gleichsam beschworen und statt des vorigen Refrains: „Hört Ihr, wie der Donner grollt?“ schlägt nun der fürchterliche Refrain: „Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?“ gleichsam wie der Blitz selbst in das ganze Gebäude menschlicher Wünsche, und hat in dem einen Wunsche des Urahnen, wie wir fühlen, doch am Ende aller Wünsche befriedigt, und der Dichter raunt noch einmal wie eine höhere Stimme uns den gräßlichen Gegensatz ins Ohr: „Vier Leben endet ein Schlag — und morgen ist Feiertag!“ Freilich ist es nicht ein Feiertag im irdischen Sinne, sondern der Feiertag der Geburt von vier Menschenseelen zu einem bessern Leben, wo jeder Wunsch seine Befriedigung findet. So zeichnet sich dies kleine Meisterstück einer Ballade durch die Tiefe seiner Grundanschauung, durch eine künstlerische Composition und seinen ungesuchten und doch gewaltigen Effect aus.

Nr. 118.

Charakteristik Mosés.

Schon in der frühesten Jugendzeit zeigte Mosés eine sehr große Lernbegierde, die mit den Jahren immer größer ward. Durch die ihm von Gott verliehene Weisheit und vortreffliche Geistesgaben zeichnete er sich vor allen anderen Jünglingen aus und wurde von denselben bewundert. Obgleich Mosés von Gott mit der herrlichsten Geisteskraft ausgestattet war, so hatte er dennoch eine Schwäche, welche darin bestand, daß er sich sehr leicht vom Zorn hinreißen ließ, in solchen Augenblicken sich ganz vergaß und die Herrschaft über sich selbst verlor. Als Beispiel will ich anführen, daß er einst einen Egypter, welcher einen Hebräer schlug, ums Leben brachte. Hauptsächlich wurde sein Zorn dadurch angefaßt, daß der Egypter derjenigen Nation angehörte, welche die Hebräer unterdrückte, und gegen welche er deshalb einen großen Haß nährte und sich mit aller Kraft bemühte, durch Erwerbung von Kenntnissen vielleicht einmal seine Mitbrüder von dem auf ihnen lastenden Joche zu befreien. Es lag ihm sehr am Herzen, seines Volkes Wohlfahrt zu gründen; das zeigt sich darin, daß er es aus Egypten führte und ihm andere, bessere Gesetze gab; und obgleich es murrte und ihm nur mit Unthank lohnte, ward er doch nicht unwillig, sondern strebte desto eifriger, ihm seine guten Absichten zu erkennen zu geben. Mosés war sehr gottesfürchtig, und er wollte deshalb auch die ihm verliehene reinere Gotteserkenntniß nicht für sich allein behalten, sondern theilte sie dem Volke Israhel mit, um es im Glauben an Jehova zu erhalten. Das ihm von Gott verliehene Amt, das Volk Israhel aus aller Noth und Drangsal zu führen, ihm ein Leiter zu sein, ihm zu rathen und zu helfen, hatte er mit gewissenhafter Treue unermüdet verwaltet, und daß er dabei von allem Eigennuz frei war, zeigt sich darin, daß er bei seinem Tode einem aus einer anderen Familie stammenden sein Amt übertrug. Er hielt solchen für den Würdigsten des Volkes, entzog aber dadurch seiner Familie viele Vortheile.

Nr. 119.

Charakteristik der Jungfrau von Orleans.

(Nach Schiller's gleichnamigem Drama.)

So ohne ihresgleichen ist die Erscheinung dieses begeisterten Mädchens in der Geschichte, daß sie darum heute noch einen Gegenstand des Nachdenkens und der Bewunderung, so wie des Enthusiasmus und der vollkommen gerechtfertigten Verehrung für den Geschichtsfreund und jedes gefühlvolle Herz ausmacht. Alle Aufhellungen, die dieser merkwürdigen Episode in der französischen Geschichte seither geworden sind, haben nur dazu gedient, den Eindruck des Wunderbaren nicht nur zu verstärken, sondern auch Schiller's Auffassung der Johanna vollständig zu rechtfertigen.

Nach der geschichtlich begründeten Schiller'schen Darstellung der Jugendzeit des Mädchens treffen wir sie in der Einsamkeit des Hirtenlebens, dessen Isolirung das Gemüth so sehr zum Nachdenken, zur Vertiefung in sich selbst, zur Schwärmerei einladet, aufgewachsen; da ist sie in der Nothwendigkeit gewesen, bei ihrer Schutzlosigkeit in dieser Oede den verwegensten Muth auszubilden. Sie prangt in der Fülle der Jugend, der eben entfalteten Schönheit, ist in das Alter eingetreten, wo ein ideales Interesse das Gemüth der Frauen beschäftigt. In diese einfache und großartige Natur fiel der Gedanke an die Noth des Vaterlandes wie ein Funke, der ihr ganzes Inneres in Flammen setzte. Einem solchen aufgeregten Gemüthe lag der Wunsch, des Vaterlandes Befreiung zu versuchen, durchaus nicht fern.

Daß die plötzliche Erscheinung der begeisterten Jungfrau aber bei einem Volke, welches des größten Enthusiasmus fähig ist, um so mehr zünden mußte, wenn sie eben dann auftrat, als durch das unentschlossene Benehmen des Königs die durch langes Misgeschick entmuthigte Nation aufs höchste gereizt ward, ist im höchsten Grade interessant, doch keineswegs unerklärlich. Im Gegentheil, daß sie den Umschlag der Muthlosigkeit in diesen Enthusiasmus, der alles

vor sich niederwarf, bewirken konnte, ist um so erklärlicher, als zahlreiche Weissagungen aller Art die Masse und die Gebildeten auf eine solche wunderbare Erscheinung vorbereitet hatten.

Indem Johanna aber zugleich fühlt, daß sie durch diese kriegerische Mission aus dem Kreise ihres Geschlechts tritt, liegt der Gedanke ihr doppelt nahe, sich Gott zu weihen. Sie empfindet auch, nachdem sie so vollständig und unwiderruflich aus der Stellung der Frauen getreten ist, daß sie nicht wieder dahin zurück kann, daß sie nicht nur Opfer schlachten, sondern auch selbst eins werden muß.

Zedwede Aufregung, wie die, welche Johanna emporgetragen, und das Volk mit ihr, macht einer Ernüchterung Platz, wenn ihr Ziel erreicht ist; als die Wirkung dieser nothwendigen Reaction haben wir nach dem Einzug in Rheims am Ziel des Sieges die Anklage des eigenen Vaters, die Undankbarkeit des Hofes anzusehen, während Johanna's eigenes Schuldbewußtsein sie an der eigenen Mission zweifeln läßt. Dieselbe Ernüchterung rings um sich gewährend, wird sie noch mehr irre an sich: was ihr eben noch als Vocation Gottes erschienen war, scheint ihr jetzt als eine Prüfung, die sie als Buße ertragen müsse.

Wie das ganze Volk, findet auch sie den Glauben an ihre hohe Sendung erst in seiner ganzen Stärke wieder, als die Noth von neuem naht. Sie findet die alte Begeisterung wieder, die sie zum Siege und in den Tod führt, wo sie noch einmal das Gefühl der wiedergefundenen Uebereinstimmung mit sich selbst selig ausspricht:

„Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß,
Ich bin's nicht“

Nr. 120.

Charakteristik der Marie Stuart.

(Nach Schiller's gleichnamigem Drama.)

Die schottische Königin hat es dem goldenen Zauberschleier der Poesie zu verdanken, den unser Schiller ihr um das reizende Haupt gewoben, wenn ihr Andenken mit aller Glorie des Unglücks und eines heroischen Todes vor uns steht. Der Dichter bringt in ihr die eigenste Natur des Weibes mehr zum Vorschein, als in irgend einem andern seiner Dramen. Indem er ihr außer den gewöhnlichen Schwächen des Geschlechts auch noch eine gewisse Unbändigkeit beilegt, so erhöhte er gerade ihre Wirkung auf andere, indem er ihr gleichzeitig das Geschenk einer wunderbaren Schönheit und Anmuth des Geistes wie des Körpers verlieh, die alles dämonisch an sich zieht, während er auf ihre glückliche Nebenbuhlerin alle Schuld eines bösen Gewissens, alle Schmach eines zweideutigen Charakters ohne irgend einen versöhnenden Zug — sicherlich nicht mit Recht — häuft.

In solchem Maße hat der Dichter den Zauber dieser Hölbseligkeit über die Unglückliche ausgegossen, daß er uns dadurch besticht, mit ihm Partei für die schöne Unglückliche zu ergreifen; denn wer ließe sich nicht lieber von dem Reiz der Sinne bethören, als von dem trockenen Verstande leiten?

Hat seine Darstellung also Licht und Schatten zwischen den beiden Feindinnen sicherlich nicht mit historischer Gerechtigkeit vertheilt, so verschweigt er uns doch die Schuld Marien's nicht. Maria's Amme selbst sagt von dem Verhältniß der Königin zu Bothwell:

„Ihr hattet

Kein Ohr mehr für der Freundin Warnungsstimme!“

Während über die Schuld Maria's leicht weggegangen wird, sehen wir von da an nur Maria's Reue und Würde, nur die rohe Tyrannei, die sie mishandelt, wir sehen nur das Unrecht, das ihr geschieht. Die Unglückliche bezaubert uns vollends in der Scene, da sie den Spaziergang in den Park macht, wo der rührendste Glanz

der Poesie im reichsten Maße über sie ausgegossen ist. Wen rührt es nicht, wenn wir die unglückliche Frau aus dem dumpfen Gefängniß treten sehen, und sie ihr Entzücken in den Worten malt:

„Laß mich der neuen Freiheit genießen!“

Selbst wenn ihr weiblicher Zorn von neuem aufflammt, als sie das Nahen ihrer Peinigerin hört:

„Nichts lebt in mir in diesem Augenblick“ u. s. w.,

so versagen wir ihr unsere Theilnahme nicht, und wir finden es erklärlich, daß sie, als das Weib in ihr aufs tiefste beleidigt wird, glühend auffährt:

„Ich habe menschlich, jugendlich gesehlt!“

Das Dämonische ihrer Natur bricht aber noch einmal heraus, unsere schöne Königin fühlt zunächst nichts als die Befriedigung, den Sieg davon getragen zu haben. Dieser Triumph führt sofort die schwerste Strafe herbei, die ihr werden konnte. Durch *Mortimer* wird ihr bewiesen, daß die Feindin *Elisabeth* eigentlich recht hat, wenn sie von ihm erfährt, daß dieser vermeintliche Sieg nichts als die wildeste Sinnlichkeit wecken konnte:

„Du bist nicht gefühllos;

Nicht kalter Strenge klagt die Welt Dich an“ u. s. w.

Gewiß die tiefste Demüthigung, die ihr werden konnte.

Es ist ein eigenthümlicher Zug der Frauennatur, wenn sie den Muth des Handelns verloren hat, doch den des Leidens zu behalten, und auch *Maria* findet ihre ganze Frauenreinheit und königliche Würde wieder, als ihr keine Aussicht mehr geblieben ist, als die auf das Schaffot. Von diesem Augenblicke an sehen wir nur edle und rührende Züge von ihr, und es verläßt sie so wenig mehr ihre ruhig resignirte Hoheit, als unsere wachsende tiefe Theilnahme.

Die Hand so in den Sinn,
Hörst du mich wie ein Bienenflur

J. L.

früher Schrift



im reichsten Maße über sie ausgegossen ist. Wen rührt
 an wir die unglückliche Frau aus dem dumpfen Gefäng-
 und sie ihr Entzücken in den Worten malt:
 "mich der neuen Freiheit genießen!"
 ihr weiblicher Zorn von neuem aufflammt, als sie
 nigerin hört:
 "in mir in diesem Augenblick" u. s. w.,
 re Theilnahme nicht, und wir finden es
 Weib in ihr aufs tiefste beleidigt wird,
 glühend an

endlich gefehlt!"
 Das Dänische bricht aber noch einmal heraus,
 unsere schöne Königin nichts als die Befriedigung, den
 Sieg davon getragen. Dieser Triumph führt sofort die
 schwerste Strafe herbe. Durch Wort im er
 wird ihr bewiesen, daß sie eigentlich recht hat,
 wenn sie von ihm erfährt, daß der königliche Sieg nichts als
 die wildeste Sinnlichkeit wieder

"Du bist nicht kalter Strenge Klage."
 Gewiß die tiefste Demüthigung.
 Es ist ein eigenthümlicher Zug, wenn sie den
 Muth des Handelns verloren hat, doch sie behalten,
 und auch Maria findet ihre ganze Frau die möglichste
 Würde wieder, als ihr keine Aussicht mehr auf
 das Schaffot. Von diesem Augenblicke an sehen wir
 rührende Züge von ihr, und es verläßt sie so we
 resignirte Hoheit, als unsere wachsende tiefe Theiln

